Reisenotizen eines Chicagoreisenden



Dem verehrten Herrn
Karl Sommerlatt
mit freundl. Gruß!
Lahr 26/7 93.
Moritz Schauenburg.

Reisenotizen

eines

Chicagoreisenden.

Für Freunde als Manuskript gedruckt.



Lahr.
Druck von Moritz Schauenburg.
1893.



Reisenotizen.

Bremen, 5. Mai 1893.

Gestern abend 11 Uhr bin ich programmgemäß hier eingetroffen; vom äußersten Süden Deutschlands bis zum äußersten Norden in einem Tage und dazu noch von Hannover bis Bremen Bummelzug. Heute, nachdem ich gefrühstückt und einen Spaziergang in den herrlichen Anlagen zwischen Wall und Contrescarpe gemacht habe, sitze ich im „Europäischen Hof", Zimmer Nr. 88, um für meine Lahrer Freunde Reisenotizen niederzuschreiben. Ob mir das während der ganzen Reise möglich sein wird, weiß ich noch nicht. Es scheint mir wahrscheinlich, daß man durch mancherlei, z. B. durch etwa sich einstellende Seekrankheit, daran verhindert werden kann.

Als ich gestern morgen mein neues Paßbüchlein zu mir steckte, hatte ich eine unangenehme Empfindung. Ich hatte seit 39 Jahren immer wieder meinen Rosahochzeitsreisepaß auf Reisen mitgenommen. Nun fand er sich nicht vor und ich hatte einen Ersatz suchen müssen. Kommt der Paß, der im Jahre 1854 von Aktuar

Limberger ausgestellt wurde, wieder zum Vorschein, so werde ich ihn wie einen Schatz hüten und mich bis zu meines Lebens Ende nicht wieder von ihm trennen. Es knüpfen sich die angenehmsten Erinnerungen daran, und da ich eigentlich noch gar nichts auf meiner jetzigen Reise erlebt habe, so will ich einzelne davon niederschreiben.

Mit den Erinnerungen an die erste Reise, die Hochzeitsreise, will ich die Leser verschonen. Eine spätere Reise brachte mich nach Leipzig, wo der Paß ordnungsmäßig visiert wurde, und von da mit lieben Freunden, darunter der Verleger von Fritz Reuter, Hinstorff, genannt „die olle Kamelle“, nach Dresden. Wir saßen in einem großen Compartiment (die Franzosen sagen nie Coupé), zusammen etwa 12 Personen. Als die Unterhaltung stockte, rief Hinstorff: „Kinners, et is so langwilig, wi wellen en Gesellschaftsspiel maken!“ Und richtig. In wenigen Minuten wurde ein zusammengeballtes Taschentuch zugeworfen. Es wurden zusammengesetzte Worte erraten. Würdige ältere Damen, die wir nie gesehen hatten, machten ganz vergnügt mit. Wenn man sich auf Reisen langweilt, ist man selbst schuld, eine Anknüpfung wird in der Regel mit Dank angenommen. In Dresden mußte ich mich von meinem Rosapaß trennen. Die Polizei sammelte alle Pässe und als wir andern Morgens nach der sächsischen Schweiz aufbrachen, waren wir ohne Paß. In Herrnskretschen waren meine Genossen vorausgegangen, ich kam verspätet an die Grenzbewachung. Man forderte

den Paß. Ich teilte dem Wächter des Gesetzes mit, daß die sächsische Polizei schuld sei, wenn ich keinen Paß bei mir habe. Achselzucken. Ich erlaubte mir die Bemerkung, meine Freunde seien ja in der gleichen Lage wie ich und man habe sie durchgelassen. Achselzucken. Ich beteuerte, daß ich nicht beabsichtige, dem österreichischen Staate irgend welche Unbill zuzufügen. Erneuertes Achselzucken. Nachdem wir einander noch eine Zeit lang mit dummen Gesichtern gegenüber gestanden, gab man mir endlich einen Wink, ich könne abkommen. Atemlos eilte ich meinen Freunden nach und teilte ihnen mein Schicksal mit. Sie lachten mich aber aus und erzählten, man habe sie gleich abgefertigt. Als erfahrene Reisende hatten sie mit einem Sechsbätzner nachgeholfen. Auf die Idee war ich nicht gekommen.

Von der sächsischen Schweiz kam ich nach Berlin und von da nach Hamburg. Am Billetschalter in Berlin forderte ein Gendarm meinen Paß. Stolz und glücklich überreichte ich ihm denselben. „Wo ist Ihre Frau?" — „Daheim." — „Warum ist sie nicht bei Ihnen?" — „Sie hat kleine Kinder zu hüten." — — „Sie steht aber hier in dem Paß!" Ich erklärte ihm darauf, daß der Paß von meiner Hochzeitsreise stamme und daß ich ihn nur aus Anhänglichkeit immer wieder mit auf die Reise nehme. Er machte darauf zwar ein sehr ungläubiges Gesicht, aber er ließ mich mein Billet nehmen und reisen.

Einige Jahre später fuhr ich mit demselben Zuge

von Berlin nach Hamburg. Als wir der mecklenburgischen Grenze näher kamen, wurde uns bedeutet, wir möchten unsere Pässe bereit halten, in Wittenberge sei Paßrevision. Mit Befriedigung nahm ich meinen Rosapaß zur Hand, aber ein siebenzehnjähriges Mädchen an meiner Seite fuhr erschreckt zusammen. „Meine Brüder haben meinen Paß in meinen Koffer gesteckt." Die leichtsinnigen Brüder! Das arme Kind zitterte vor Aufregung und sämtliche Mitreisenden nahmen warmen Anteil. Außer mir und der jungen Dame waren noch zwei Musikdirektoren im Coupé und eine Dame mit zwei Kindern. Sie konnten aber alle nicht helfen. Nur mir kam ein rettender Gedanke. „Verehrtestes Fräulein," sagte ich, „durch diesen Rosapaß wäre ich vor einigen Jahren beinahe in die größte Verlegenheit gekommen. Ein Gendarm verlangte von mir, ich solle ihm meine Frau vorstellen, die im Paß genannt sei, und da ich das nicht konnte, machte er ein sehr zorniges Gesicht. Wie wäre es, wenn Sie als meine Frau über die Grenze führen. Es wäre uns beiden geholfen." Aber mit einem „Nein, nein, nein!" schauderte sie zusammen. Die andere Dame machte die Bemerkung, sie sei gerne bereit, dem Fräulein ihren Paß zur Verfügung zu stellen und als meine Frau in das Mecklenburger Land hineinzufahren. Sie gab mir ihren Paß und die junge Dame an meiner Seite warf einen schnellen Blick in denselben. „Sie ist gewiß eine Schauspielerin," sagte sie und sie hatte recht. Damit

war aber auch ihr Entschluß gefaßt. Erstens als Schauspielerin reisen und dann noch mit zwei Kindern behaftet sein, das ging unmöglich. Als gleich darauf der Zug hielt und der Vertreter des Landes Mecklenburg erschien, schmiegte sie sich fest an mich. Ich zeigte auf meinen Paß und auf die junge Dame. Damit war die Sache abgemacht. Der Mann fand alles ganz in Ordnung und wir fuhren weiter. Nun machten aber die Mitreisenden allerhand scherzhafte Bemerkungen, die zwar ganz harmloser Natur waren, infolge deren das arme Fräulein aber purpurrot wurde. Sie entwischte denn auch an der nächsten Station, und als ich an einer weiteren Station am Zuge herging, entdeckte ich sie in einem andern Coupé, aber sie versteckte sich. In Hamburg wurde sie von einer Pastorenfamilie abgeholt. Ich versuchte es, sie von weitem zu grüßen, aber sie vermied meinen Gruß. Das war doch gewiß recht undankbar.

Jetzt will ich mit diesen alten Geschichten aufhören. Es ist ½3 Uhr und die Stangensche Reisegesellschaft ist angekommen, 72 Personen, darunter 14 Damen. Wir setzen uns miteinander zur Tafel und werden morgen früh 8 Uhr nach Bremerhaven abfahren.

Bei Norderney, an Bord der „Saale“,
6. Mai 1893.

Obwohl ich infolge meiner Studien im Bädeker und Hesse-Wartegg nun schon die interessantesten Mitteilungen

über die Vereinigten Staaten und insbesondere über Chicago machen könnte, so will ich damit doch noch warten und versuchen, meine Reise von Lahr bis Bremen zu beschreiben, obgleich ich eigentlich nichts auf derselben erlebte. Da ist zunächst die berechtigte Entrüstung zu verzeichnen, die ich empfand, als ich die Bemerkung machte, daß man meinen Reisekoffer in Offenburg im Bummelzuge hatte stehen lassen. Eine solche Verbummelung meines Reisegepäcks ist mir in den letzten acht Wochen dreimal passiert, was doch entschieden zu viel ist. Ich habe nicht unterlassen, in Frankfurt, Hannover 2c. stets nachzusehen, ob der Koffer vorhanden sei. Bei Durlach vermißte ich die Karlsruhe-Durlacher Chaussee-Pappelbäume. Ein Mitreisender teilte mir mit, daß sie im Winter 89 auf 90 erfroren seien. Man habe lange geglaubt, sie würden sich wieder erholen, in den letzten Jahren habe man sie aber entfernt, da sich herausstellte, daß die Bäume im Innern des Stammes erkrankt waren. Ich sah unterwegs noch viele tausend solcher Pappelbäume, bei denen die Spitze verdorrt war. Es wäre Zeit, endlich damit aufzuräumen. Ob wohl auch die große Ottenheimer Rüsche infolge der Kälte in jenem Winter erfroren ist?

Am Frankfurter Bahnhof ließ ich mir das Mittagessen schmecken. Etwas entfernt von mir standen zwei halbe Flaschen Rotwein auf dem Tische. Ich fragte den Piccolo-Kellner, was das für Rotwein sei, worauf ich die Antwort bekam: Vino und Macon. Ich be-

lehrte den Knaben, wie sich das mit dem Worte Vino verhalte und daß die Aufschrift »Vino sup. etc.« bedeute, daß in der Flasche die bessere Sorte Wein der italienischen Weinimportgesellschaft enthalten sei, kann mich also rühmen, zur Ausbildung des jungen Ganymed mitgewirkt zu haben. Zu meiner Belehrung trank ich die halbe Flasche aus und ich kann meinen Freunden nur raten, den Vino sup. am Frankfurter Bahnhof bei Gelegenheit auch zu versuchen, sie werden es nicht bereuen.

Bei der Weiterreise hatte man mich zu einem jungen Ehepaar in einen Wagen gewiesen. Die Sache genierte mich, aber ich konnte nicht mehr zurück. Aus Zartgefühl sah ich beharrlich zum Wagenfenster hinaus, so daß mir der Hals schmerzte. Wir kamen auch in einen gelinden Verkehr. Das junge Paar schien aus Dortmund zu sein. Es hatte sich die „Kölnische Zeitung“ gekauft und beschwerte sich, daß es über die Dortmunder Reichstagswahl nichts darin finde. Ich konnte ihm aus meiner Zeitung mitteilen, daß Tölcke die meisten Stimmen erhalten habe, was den liebenswürdigen jungen Herrn in einige Aufregung versetzte. Ich wußte gar nicht, daß Tölcke noch am Leben sei. In den Flegeljahren der Sozialdemokratie hatte man gelegentlich vom Eindringen Tölckes an der Spitze seiner mit Prügeln bewaffneten Genossen in die Versammlungen anderer Parteien gelesen. Er lebt also auch noch, scheint aber ruhiger geworden zu sein.

Von Hannover bis Bremen im Bummelzug war ich fast stets allein. Es war ein sehr wohlthuendes Gefühl, daß meine Uhr mit den Bahnhofsuhren immer gleich ging. Früher war es mir passiert, daß ich an einem halben Tage dreimal die Uhr richten mußte. Das hat man nicht mehr nötig, seit am 1. April d. J. überall in Deutschland die mitteleuropäische Zeit eingeführt ist. Gegen 10 Uhr wurde es empfindlich kalt, ich konnte mich aber nicht entschließen, den Plaidriemen zu lösen, Reisedecke und Überrock waren so schön verpackt. Ich dachte, was nutzt mich denn der Mantel, wenn er nicht gerollt ist, und fror bis Bremen weiter. Nachmittags in Kassel war es mir schon einmal so gegangen.

Ankunft in Bremen abends 11 Uhr. Der Fahrstuhl im „Europäischen Hof“ ging nicht mehr, so mußte ich denn zu meinem turmhoch gelegenen Zimmer auf der Treppe emporklimmen. Auf meine Frage nach dem Speisesalon verwies man mich in eine durch zwei Stockwerke gehende prächtige Halle. Man setzte mir vortrefflichen Hummer vor und ich trank eine halbe Flasche Niersteiner dazu. Ich teilte dem Kellner mit, daß ich zur Stangenschen Reisegesellschaft gehöre und nichts zu zahlen habe. Er zuckte aber mit den Achseln, das Restaurant gehörte gar nicht dem gleichen Besitzer wie das Hotel, mit dem Stangen seine Vereinbarung getroffen hatte.

Zwischen Dover und Calais, 7. Mai 1893.

Mit Ankunft der Stangenschen Gesellschaft nahm das Unternehmen eigentlich erst seinen Anfang. Ich hielt mich aber vorerst noch abseits und machte nachmittags einen Ausflug in den großartigen Bürgerpark, zu dem patriotische Bremer mehrere Millionen gesteuert haben. Als ich im Jahre 1865 das Bremer Schützenfest besuchte, war hier der Festplatz auf öder Heide. Wie hat hier die Menschenhand der Natur unter die Arme gegriffen! Man findet in mannigfachster Abwechslung die herrlichsten Baumgruppen, dazwischen Seen, schöne Bauten, Fahr-, Reit- und Fußwege, 2c. alles als wenn es längst so gewesen wäre.

Abends 8 Uhr: Begrüßungsdiner. Papa Stangen, an dessen Seite sich seine Frau befand, hielt eine passende Ansprache, in der er mit berechtigtem Stolz darauf hinwies, daß die Mehrzahl der Anwesenden schon an früheren Gesellschaftsreisen, nach dem Orient, nach Italien, nach Frankreich oder England, teilgenommen. Ihm folgte einer der Direktoren des Norddeutschen Lloyd, von denen mehrere an dem Festmahl teilnahmen. Er wies mit warmen Worten auf die Verdienste der Herren Stangen Vater und Söhne hin, wie Herr Stangen vorher die großartigen Leistungen des Norddeutschen Lloyd, des größten Schiffahrtsunternehmens der Welt, gepriesen hatte. Dann folgte noch eine Rede des Herrn Justizrats Röhricht aus Liegnitz auf Herrn Stangen, der gerade seinen 60. Geburtstag feierte.

Andern Morgen 8 Uhr 2 Stunden Fahrt mit der Eisenbahn nach Bremerhaven und von da $1\frac{1}{2}$ stündige Fahrt mit Dampfschiff zu dem herrlichen Dampfboote „Saale", auf dem wir uns jetzt befinden. Wir wurden mit Musik empfangen. Es war ein wirklich erhebender Augenblick. Mehrere Direktoren des Lloyd waren mitgefahren, außerordentlich liebenswürdige und gefällige Herren. Sie empfahlen mich dem Kapitän der „Saale", Herrn Ringk, für den ich übrigens schon eine Empfehlungskarte von dem früheren Kapitän Reynaber, Schwiegervater eines Neffen, erhalten hatte. Der Kapitän Ringk war mehrere Jahre erster Lieutenant unter Reynaber gewesen.

Wir setzten uns alsbald wieder zu einem solennen Lunch nieder, an dem die Herren vom Lloyd sowie Vater und Mutter Stangen noch teilnahmen. Halb zwei mittags verließen sie das Schiff, das Stangensche Ehepaar, um nach Berlin zurückzukehren. Wir sind nun unter der Obhut des unermüdlichen Herrn Louis Stangen, samt und sonders gewiß, daß gut für uns gesorgt werden wird.

Das Wetter ist prächtig. Wir sehen in die weiteste Ferne. Bald tritt an die Stelle des bräunlichen Weserwassers das dunkelgrüne Wasser der Nordsee. In der Ferne zeigt man uns rechts und links je zwei mächtige Batterien, alle sind mit Geschützen allerschwersten Kalibers bewehrt. Wir sehen wiederholt Leuchttürme, fortwährend in größerer oder geringerer Entfernung Dampf=

schiffe und Segelschiffe. Als wir heute früh das Deck bestiegen, sahen wir ganz nahe Dover, in größerer Entfernung Calais und die französische Küste. Seit mehreren Stunden fahren wir nun der englischen Küste mit ihren Kreidefelsen entlang, immer herrlichster Sonnenschein und wunderbare Luft, von Seekrankheit keine Rede. Man sagt uns, wenn das noch einige Tage so fortginge, würden wir seefest und bekämen dann die Seekrankheit überhaupt nicht, auch wenn das Meer später stürmisch würde. Jetzt nahen wir uns Southampton. Lebe wohl, Europa!

Atlantischer Ocean, 49 Grad 46 Minuten nördlicher Breite, 9 Grad 50 Minuten westlicher Länge, 8. Mai, 12 Uhr mittags.

Als wir von Southampton, wo wir nur etwa eine Stunde vor Anker lagen, ohne auszusteigen, weiter fuhren, war es mir klar, daß es nicht nötig gewesen wäre, alte Geschichten von Hamburger Pensionsfräuleins zu berichten. Es bietet sich eine solche Fülle bemerkenswerter Dinge, daß man in Verlegenheit ist, das zu Erzählende auszuwählen.

Bald nach der Abfahrt aus Bremerhaven trat das Land erst auf der rechten Seite der Weser mehr und mehr zurück. Wir fuhren an dem Leuchtturm auf dem Hohenwege (links) und dem Feuerschiff Bremen Nr. 1 vorbei und erreichten bei dem Rotesund-Leuchtturm (rechts) die Nordsee. Links lag die durch eine große

Heultonne bezeichnete Einfahrt zum Jahdebusen und nach Wilhelmshaven; weiterhin wurden im Süden die Leuchttürme und Feuerschiffe der ostfriesischen Inseln Wangeroog, Norderney und Borkum sowie der 57 Meter hohe Feuerturm der holländischen Insel Ameland sichtbar. Nachdem wir das Terschellingbank-Feuerschiff passiert hatten, steuerten wir nach Südwesten auf den Eingang des englischen Kanals zu. Bei der Annäherung an die englische Küste blieb rechts das Feuerschiff bei den Goodwin-Sands, dann tauchten die Leuchttürme auf South-Fiveland und die Kreidefelsen von Dover mit ihren Forts auf. Dover erschien uns lange auch wie eine Kreidebank, bis nach und nach die einzelnen Gebäude sichtbar wurden. Wir fuhren lange an der englischen Küste entlang, an den Leuchttürmen von Dungeneß und Beachy-Head vorbei.

Vorn erscheint die malerische Insel Wight, auf der die Orte Ryde, Cowes und die Türme des königlichen Schlosses Osborne sichtbar wurden. Wir fuhren stundenlang der Insel, die zur Linken blieb, entlang, während wir auf der rechten Seite das feste Land mit Portsmouth ꝛc. hatten, steuerten dann durch die geschützte Reede von Spithead und gingen bald darauf am Südende des Southampton-Water in der Nähe des großartigen Hospitals und von Balshot-Castle vor Anker. Von Dover aus war unsere Ankunft nach London telegraphiert, worauf die neuen Passagiere nach Southampton und an unser Schiff befördert wurden. Vor-

her fuhr ein englisches Dampfboot mit mindestens tausend Sonntagsausflüglern nach der Insel Wight an unserm Schiffe vorbei. Auf beiden Schiffen war allgemeines Tücherschwenken, unsere Musik spielte „God save the queen“, es war ein erhebender Augenblick. Ebenso erhebend war es, als ein Schiff des Norddeutschen Lloyd uns die neuen Passagiere mit der englischen Post brachte. Die Musik spielte „Heil dir im Siegerkranz“, man nahm Abschied von wackern Menschen, die man zwischen Bremen und Southampton kennen gelernt hatte, wiederum allgemeines Tücherschwenken und wir dampften weiter.

Bei den Needles (Nadeln) verließ der Lotse das Schiff. Aufrechtstehend in schmalem Boot fuhr er davon. Hier war es, wo vor einem Jahre das große Norddeutsche Lloyd-Dampfschiff „Eider“ bei dickstem Nebel strandete, weil der Kapitän, von Amerika kommend, zu weit rechts gehalten hatte. Vorher schon waren wir an der Stelle vorbeigekommen, wo unser Kriegsschiff der „Große Kurfürst“ seiner Zeit am hellen Tage in den Grund gebohrt wurde. Während hierbei viele Menschen umkamen, wurden bei der Strandung der „Eider“ alle Mitfahrenden gerettet. Überhaupt hat von den 4 Millionen Passagieren, die der Norddeutsche Lloyd befördert hat, keiner das Leben verloren. Im Vorbeifahren sahen wir auch die drei Masten eines versunkenen Schiffes.

Die Needles sind unmittelbar aus dem Meer empor-

ragende spitze Felsen von riesiger Höhe. Von hier an wird das offene Meer gerechnet, auf dem wir uns jetzt (12 Uhr) seit 19 Stunden befinden. Wir haben von da 326 Seemeilen (à 1,6 Kilometer) zurückgelegt.

Atlantischer Ocean, 49 Grad 23 Minuten nördlicher Breite, 20 Grad 17 Minuten westlicher Länge.
An Bord der „Saale", 9. Mai 1893.

Von gestern mittag bis heute mittag sind wir 407 Meilen gefahren. Wir sind 1 Tag 19 Stunden auf offener See, im ganzen haben wir 730 Meilen zurückgelegt. Ein junger Schiffsingenieur, Hr. Rödder, der auf einer Studienreise begriffen ist, hat mir eine Menge von Einzelheiten über unser Schiff, die „Saale", mitgeteilt, die ich aber auf morgen verschieben will, um zunächst nach Bruckmann über die Veranlassung zur Weltausstellung von Chicago (the worlds fair) einiges zu berichten.

Am 12. Oktober 1892 waren es 400 Jahre, daß Christoph Kolumbus auf der kleinen Insel Guanahani (San Salvador, jetzt Watlings-Island) landete und damit den neuen Weltteil Amerika entdeckte. Zur Feier dieses Jubiläums findet die Weltausstellung in Chicago statt, welche unter großen Festlichkeiten am 21. Okt. 1892 eingeweiht und am 1. Mai d. J. eröffnet wurde. Gern hätte New-York die Ausstellung veranstaltet, aber das 50 Jahre alte Chicago hat bereits eine solche Bedeutung und einen solchen Einfluß, daß das Parlament der Vereinigten Staaten sich für Chicago entschied.

Mit vollem Rechte beginnt die neue Geschichte mit der Entdeckung Amerikas, denn diese hat nicht nur den Schauplatz der Geschichte beträchtlich erweitert, sondern auch die alte Welt wesentlich umgestaltet. An vorbereitenden Entdeckungen hat es allerdings nicht gefehlt und manche Momente unterstützen die welthistorische Wirkung der That des Kolumbus. Es war überhaupt eine große Zeit, in der die europäische Menschheit aus der Barbarei und Betäubung der tausendjährigen Priesterherrschaft erwachte. Der Erfindung des Pulvers und der Buchdruckerkunst folgten die Entdeckungen auf geographischem Gebiete. Heinrich der Seefahrer entdeckte 1418 die Insel Porto Santo, 1420 Madeira und 1432 eine der Azoren; 1433 umsegelten seine Schiffe das Kap Bojador, das man damals als die äußerste Grenze von Afrika ansah; 1446 wurde das grüne Vorgebirge umschifft und 1448 die übrigen Azoren entdeckt. Im Jahre 1486 gelangte Bartholomäus Diaz zur Südspitze Afrikas, die anfangs Kap der Stürme, später Kap der guten Hoffnung genannt wurde; in der gleichen Richtung weitersegelnd, gelangte am 19. Mai 1498 Vasco da Gama nach Kalikut an der Küste von Malabar und damit war der Seeweg nach Ostindien gefunden. Nicht ganz 6 Jahre vorher hatte die viel wichtigere Entdeckung Amerikas stattgefunden. Am 12. Oktober 1492 landete Kolumbus auf Guanahani, am 28. Oktober entdeckte er Cuba, am 6. Dezember Haiti. Auf seiner zweiten Reise entdeckte er am 3. November

1493 San Domingo, Guadeloupe und Portorico, am 4. Mai 1493 Jamaika. Während der dritten Reise berührte er am 1. August 1498 endlich das Festland des neuen Erdteils. Die Kunde von der neuen Welt und ihren teils wirklichen, teils geträumten Schätzen rief eine ungeheure Aufregung in Europa hervor, die Lust an Abenteuern, die Geldgier und der religiöse Fanatismus trieb Tausende hinüber. Die Fremden brachten den Eingeborenen keinen Segen, nur Unheil. Es ist eines der dunkelsten Blätter der Geschichte, auf dem die Mißhandlung der Eingeborenen Amerikas verzeichnet ist. Die günstigen Wirkungen der Entdeckung Amerikas waren für Europa die Einfuhr bisher unbekannter Produkte, wie Kartoffeln und Tabak, vor allem aber eine ungeheuere Vermehrung der Edelmetalle.

Aber Amerika hat nicht nur das passive Verdienst, daß es sich hat entdecken lassen; es hat sich auch aktive Verdienste um Europa erworben. Zahlreiche Auswanderer verließen die alte Welt, darunter viele, die mit den Zuständen der Heimat nicht zufrieden waren und in der neuen Welt sich ein Heim zu schaffen suchten, wie es ihren Bedürfnissen und Idealen entsprach. Die europäischen Kolonien im Norden Amerikas kamen bald zu Wohlstand und Bildung; unbedrückt vom Despotismus, der noch auf Europa lastete, konnten sie sich frei entwickeln und ihr Selbständigkeitsgefühl nahm rasch zu. Als England es versuchte, sie in das alte Joch zu zwingen, erklärten sie sich für unabhängig und er=

kämpften sich in einem sieb enjährigen Kriegedie Freiheit. Das war von entscheidender Bedeutung, nicht bloß für sie, sondern auch für die ganze Menschheit. Der Kongreß erklärte sich für unabhängig und wählte als Regierungsform des neuen Staatenbundes die Republik. Was dem Vorgehen der Amerikaner die welthistorische Bedeutung gab, das war die Größe ihres Landes, die Zähigkeit ihres Kampfes und die unmittelbaren Folgen ihres Sieges. Die Franzosen, welche den amerikanischen Unabhängigkeitskampf mitfochten, brachten die Menschenrechte nach Paris und von dort machten sie mit der französischen Revolution die Runde durch die civilisierte Welt. Volks- und Menschenrechte gehören heutzutage zum eisernen Bestand der Idee der politischen Entwickelung und der alte Absolutismus hat sich in das Halbasientum des Sultans und des Zaren geflüchtet.

Atlantischer Ocean, 48 Grad 4 Minuten nördlicher Breite, 30 Grad 17 Minuten westlicher Länge.
An Bord der „Saale", 10. Mai 1893.

In den letzten 24 Stunden haben wir 2 Meilen weniger zurückgelegt als in den vorhergehenden. Wir sind 2 Tage 19 Stunden auf offener See und haben in dem letzten Tag 405 Meilen, im ganzen 1138 Meilen zurückgelegt.

Es ist mir so wohl, daß ich gar nichts dagegen hätte, wenn die Fahrt noch lange so weiter ginge. Von Seekrankheit keine Rede. Auch sonst macht sie sich bei

den Passagieren der I. Kajüte nicht sehr unangenehm bemerkbar. Hier und da verschwindet der eine oder andere Herr oder Dame und kommt etwas aschgrau wieder zum Vorschein. Anders ist es in der Vorkajüte. Wir machten heute unter Leitung eines Schiffslieutenants eine Wanderung durch das ganze Schiff und kamen auch in die Schlafräume der Passagiere III. Klasse. Es ist dort entsetzlich, die Luft zum Ersticken, ein böser Anblick. Da kann die Seekrankheit nicht ausbleiben. Es ist gestattet, von Deutschland aus 1190 Menschen mit der „Saale" zu befördern, von amerikanischer Seite aus sind nur 622 Menschen gestattet. Es soll dies auch dadurch zu erklären sein, daß in Amerika mehr Güter verladen werden und daher weniger Raum für Passagiere vorhanden ist. Wir mögen jetzt 960 Passagiere und 190 Mann Besatzung haben.

Die „Saale" wurde im Jahre 1866, zusammen mit den Schnelldampfern „Aller" und „Trave", von J. Elder in Glasgow gebaut. Sie soll 17 Knoten (à 1,855 Kilometer) in der Stunde fahren. Ihre Breite beträgt 14,5 Meter, ihre Tiefe im Raum 10,62 Meter, Tiefgang: leer 5,66 Meter, beladen 7,62 Meter, ihre Länge 133 Meter. Die Pferdekraft der Maschinen beträgt 7500 Pferde, Register-Tons 4966, Tragfähigkeit 3098 Tons (à 1000 Kilogramm = 20 Zentner). Sie ist in neun wasserdichte Abteilungen eingeteilt und hat 4 Masten. Die Maschine ist eine dreifache Expansionsmaschine, der Hochdruckcylinder hat 1,12 Meter,

der Niederdruck-Cylinder 2,74 Meter, Kolbenhub 1,83 Meter. Die Schraube macht 65 Touren in der Minute. Der Dampf wird von drei Doppelkesseln mit 10,5 Atmosphären Überdruck geliefert. Um denselben zu erzeugen, werden in 36 Feuerungen täglich 145 Tonnen Steinkohlen oder 29 Eisenbahnwaggons gebraucht. Die Kohlenbunker (Kohlenbehälter) fassen 1300 Tonnen, die Kessel 228 Tonnen Wasser. Übrigens ist die „Saale" keines der größten Dampfboote des Norddeutschen Lloyd, die „Spree" hat 6963 Tonnen und 12500 Pferdekräfte, „Havel" ebenso viel, „Lahn" 5097 Tonnen und 8800 Pferdekräfte. Die Besucher der Frankfurter Elektricitäts-Ausstellung hatten Gelegenheit, die „Lahn" bei ihrer Einfahrt in den Hafen von New-York in einem prachtvollen Panorama kennen zu lernen.

Die Dampfpumpen sind so stark, daß sie den ungeheuern Raum einer Abteilung, auch wenn dieselbe ganz voll Wasser liefe, in einer Viertelstunde wieder leeren können. Die Schiffsmaschinen der größten Dampfer von ca. 16000 Pferdekräften sind an Stärke und Vortrefflichkeit in der deutschen Handelsmarine unerreicht. Sie wiegen 20000 Zentner und das Kupferrohrsystem ist allein 4 deutsche Meilen lang. Die 9 großen Kessel wiegen ca. 12000 Zentner und verzehren während einer einzigen Reise 240 Eisenbahnwaggons Kohlen. Erforderlich sind 24 Maschineningenieure und 130 Heizer. Die Gesamtbesatzung besteht aus dem Kapitän, 5 Offi-

zieren, 24 Ingenieuren, 1 Arzt, 1 Zahlmeister, 1 Zahlmeisteraspirant ꝛc. Die Gesamtkosten der großen Dampfer stellen sich auf 5—6 Millionen Mark.

In Bezug auf Schnelligkeit hat bis jetzt der Hamburger Dampfer „Fürst Bismarck“ das Größte geleistet, nämlich 6 Tage 11 Stunden 44 Minuten von Southampton nach New-York. Er begegnete uns heute nachmittag halb fünf, hielt aber nicht die vereinbarte Richtung ein, sondern fuhr 40 Meilen zu weit nördlich, um einige Meilen abzuschneiden. Der „Fürst Bismarck“ hat eine Länge von 502 engl. Fuß, eine Breite von 57,6′, eine Tiefe von 38′ und einen Raumgehalt von 8874′.

Der Komfort und die Eleganz, welche auf diesen Dampfern zur Geltung gebracht werden, stellen alles in den Schatten, was bisher auf Oceanschiffen geleistet wurde. Die großen und eleganten Salons, die Damen-, Musik- und Rauchzimmer, die Schlafkabinen ꝛc. sind in bewundernswerter Weise ausgestattet; die besten europäischen Künstler wurden herangezogen, sie durch Gemälde, Schnitzerei und Dekoration zu schmücken.

Meine Kabine ist 12 Kubikmeter groß. Ich teile sie mit einem liebenswürdigen jungen Herrn, Dr. Scheele aus Emmerich, Direktor eines der Ohlendorffschen Werke, der genötigt ist, jeden Morgen und jeden Abend aus und in sein Bett, das oberhalb des meinigen sich befindet, zu turnen. Er hat die Leiter beiseite gestellt, weil er meint, daß sie mich genieren könnte. Er ist

gefällig wie ein Sohn und macht mich auf alle interessanten Vorkommnisse aufmerksam.

In der Nähe meiner elektrisch beleuchteten Kabine ist auch das Badkabinett, nicht weiter entfernt wie mein Lahrer Badzimmer, so daß ich jeden Morgen, wie gewohnt, eine Douche nehmen kann und zwar unentgeltlich. Bad sowohl wie Douche sind Meerwasser. Der Barbier ist gleich daneben, läßt sich aber einen höheren Preis zahlen als Herr Werner, nämlich 1 Mark. Trotzdem ist er nicht zufrieden, da sich zu viele der Reisenden selbst rasieren. Ganz nah ist auch die Druckerei, in welcher die Menus für Lunch und Dinner hergestellt werden. Es scheint, daß sowohl der Barbier wie der Drucker eine kleine Bibliothek halten. Außerdem besteht eine Schiffsbibliothek.

Atlantischer Ocean, 45 Grad 55 Minuten nördlicher Breite, 39 Grad 7 Minuten westlicher Länge.
An Bord der Saale, 11. Mai.

Heute sind wir schlecht vorwärts gekommen, nur 384 Meilen, im ganzen 1522 Meilen in drei Tagen und 19 Stunden. Das Meer war aber auch sehr unruhig, wir hatten Südwind und derselbe peitschte gelegentlich 10—12 Hektoliter Meerwasser drei Stock hoch über das Zeltdach, unter dem wir uns befanden. Man kam sich ganz eingesalzen vor. Man sah auch viele, die nicht da waren. Ich selbst saß stundenlang auf dem Verdeck, im warmen Überzieher und Regenmantel, eine

Reisedecke über den Beinen. Das ist außer tüchtigem Hin- und Herlaufen das einzige Mittel gegen die Seekrankheit. Alle, die in der Kabine blieben, waren verloren. Auf dem Vorderdeck, auf das man hinabblicken kann, sah es traurig aus. Man sah die Seekrankheit in den verschiedensten Stellungen. Ein rüstiger Mann ging mit seinen Expektorationen von einer Stelle zur andern, ein Schiffsjunge von 15 Jahren mit einem Eimer mit Sand und einem Besen geduldig hinterher. Endlich erklärte er, das gelte nicht, immer wieder auf eine andere Stelle zu gehen. Er solle an einem Platz fertig machen. Abends 8 Uhr schlug der Wind um und es wurde alsbald wieder klar. Sofort kam auch wieder die beste Stimmung über alle und wir hoffen, daß wir morgen wieder das gute Wetter haben werden, das uns bis jetzt auf der ganzen Reise begünstigt hat. Auch das Vorderdeck belebte sich wieder. Es wurde dort getanzt und es wurden Spiele gemacht. Eines der Spiele bestand darin, daß ein Matrose oder ein Vorderdeckpassagier sich vorbeugte, die Mitspielenden kamen einer nach dem andern, holten weit aus und schmetterten mit der flachen Hand auf einen gewissen Teil. Wer das am längsten aushielt, hatte gewonnen.

Natürlich wurde auf dem Promenadendeck für die erste Kajüte auch getanzt, Dienstag Polonaise, Mittwoch Parademarsch. Heute Donnerstag war niemand zum Tanzen aufgelegt.

Vergnügten Tänzen geben sich auch die Passagiere der

zweiten Kajüte hin, wenn es gutes Wetter ist, was bisher fast immer der Fall war. Die Konzerte, die abends in der zweiten Kajüte stattfinden, werden von unseren Passagieren ebenfalls fleißig besucht. Mittags haben wir Tafelmusik. Die Musiker sind die Kellner der zweiten Kajüte, die nur angestellt werden, wenn sie ein Instrument zu spielen verstehen. Vormittags 11 Uhr ist Konzert auf Deck.

Auch gesungen wird von allen Klassen. Auf dem Vorderdeck hörte ich von den Auswanderern singen: „Deutschland, Deutschland über alles". Es war wohl nur zufällig und ohne Anspielung ausgewählt, machte aber doch einen eigentümlichen Eindruck. Außer Deutschen sollen Schweden und Galizier unter den Auswanderern sein. In der ersten Kajüte werden bessere neuere Kompositionen von Frau Hauptmann Müller aus Stendal brillant vorgetragen. Herr Lieutenant von Holleben aus Kolmar ist ihr vortrefflicher Begleiter. Außerdem giebt es gemeinschaftlichen Gesang aus den „Kommersabenden" und der Sammlung „Unsere Lieder".

Wenn das so fortginge und wir in 48 Tagen um die Erde reisen würden, hätte man uns einen Tag aus unserem Leben genommen. Jeden Morgen wird die Uhr um etwa eine halbe Stunde zurückgestellt. Am zweiten Tag fand sich die Tischgesellschaft hungrig zum Dinner ein in der Meinung, es sei 6 Uhr; es wurde ihr aber bedeutet, die Uhr sei zurückgestellt. Wir

thaten das dann auch. Andern Morgens fand ich mich zu verabredeter Zeit 7¼ Uhr zu einem warmen Bad ein. Der Badmeister teilte mir aber mit, es sei erst 6¾ Uhr. Ich berief mich auf meine zurückgestellte Uhr. Ganz recht, heute haben wir die Uhr aber wieder zurückgestellt. Also warten. Und da läßt sich nicht einmal mit Einführung der mitteleuropäischen Zeit helfen.

Atlantischer Ocean, 43 Grad 13 Minuten nördlicher Breite, 47 Grad 6 Minuten westlicher Länge.
An Bord der „Saale“, 12. Mai.

Heute noch weniger Meilen als gestern, nämlich 378, im ganzen 1900 Meilen. Wir sind 4 Tage 19 Stunden auf hoher See. An der langsameren Fahrt ist die Witterung von gestern schuld. Wind und Meereserregung werden in 12 Grade eingeteilt. Wir hatten 5 Grad. Das günstige Wetter, das sich gestern abend wieder einstellte, herrschte auch heute morgen. Alle Passagiere kamen mit vergnügten Gesichtern und hellen Augen auf Deck. Das große Weltmeer ist nur leicht gekräuselt und strahlt im herrlichsten Blau. Im Kanal war die Farbe grün. Vorgestern sah er schwarz aus. Ich summe voll Dankbarkeit, daß ich dies alles erlebe, die Melodie:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen“ ꝛc.

Vor acht Tagen hieß die Melodie:
„Liebchen ade, morgen geht's in die wogende See",
und vor sechs Tagen:

„Mein Schiff streicht durch die Wellen."

Was haben wir alles erlebt, seit wir von Bremerhaven am Samstag abfuhren, am Sonntag den Kanal passierten und am Montag morgen 5 Uhr in die hohe See kamen! Alle Passagiere teilen die Begeisterung. Man hat sich kennen gelernt und der freundschaftlichste Verkehr herrscht unter uns. Viele sind, wie Herr Stangen schon in Bremen mit Stolz hervorhob, wiederholt Teilnehmer der Stangenschen Gesellschaftsreisen gewesen. Fräulein Emilie Wiese aus Berlin fährt zum 12. mal mit Stangen, Frau Lühmann aus Hamburg zum 9. mal. Letztere Dame macht die Reise trotz ihrer 72 Jahre. Sie war vor Jahren als Verwandte des Herrn Böhling einmal 8 Tage zum Besuch in Lahr.

Neben der Großartigkeit des Meeres ist vor allen Dingen die prachtvolle Luft hervorzuheben. Die Luft an der Schillerstraße kann mit ihr nicht verglichen werden, kaum die auf dem Stumpenlindle. Man bewegt sich fast immer auf Deck, daher entwickelt sich ein großartiger Appetit, was bei einzelnen bis zum Phänomenalen geht. Das weiß die Direktion des „Nordd. Lloyd" und befriedigt die extravagantesten Wünsche. Also morgens von 6 Uhr an Thee oder Kaffee mit Zwieback, von 8 bis 10 Uhr Frühstück, nach Belieben Auswahl unter 12 Gerichten, Eier,

Eier und Speck, Eier und Schinken, Hammelskoteletten, Hominy, eine Art Kinderbrei, Ananas und anderes Obst. 11 Uhr Bouillon mit Käsbrötchen ꝛc. 1 Uhr Lunch, reichlicher als Frühstück. 4 Uhr Kaffee oder beliebiges anderes Getränk. 6 Uhr Dinner. Die Herrlichkeiten, die hier geboten werden, lassen sich gar nicht aufzählen.

Die Weine sind vorzüglich, sehr guter Moselwein, sehr guter Geisenheimer, sehr guter St. Julien 2 Mark ꝛc. Das Pilsener Bier, zu 25 Pf. das Glas, war so vorzüglich, daß am Freitag die mitgenommenen 12000 Liter schon ausgetrunken waren. Außerdem Pschorr und Bremer, alles vom Faß. Außerdem in Flaschen Ale, Porter, Kulmbacher und verschiedene Sorten Lagerbier.

Und unter allen Mitfahrenden ist keiner, der sich einmal unpassend gegen mich benommen hätte. Ich habe mich ungezwungen in den Strudel gestürzt, getanzt, Parademarsch, Kaiserparade, bei der der Kaiser durch einen der Passagiere markiert wurde, Spiele ꝛc. mitgemacht, ich habe noch keine Minute Langeweile gehabt. Ist das Meer auch nicht so belebt, wie im Kanal, etwas Leben zeigt sich immer. Im Kanal umflogen Hunderte von Möwen das Schiff, später etwa 25, zuletzt fünf und endlich waren sie verschwunden. Vorgestern wurde ein Raubvogel auf dem Verdeck gefangen, man ließ ihn aber wieder fliegen. Das eine Mal zeigt sich ein Walfisch, dann Delphine,

wenigstens ein Fisch, der zu den Delphinen gehört, der Braunfisch, abends Meeresleuchten. Temperatur der Luft und des Wassers wechseln wiederholt, wir sind im Golfstrom, dann im Gegenstrom, kommen über die tiefsten Stellen von mehreren tausend Meter, dann nahen wir uns Neufundland ꝛc. Wechsel der Temperatur des Wassers von 3 bis 17 Grad. Es begegnen uns verschiedene Personendampfschiffe, Petroleumdampfer, Segelschiffe größter Ausdehnung, oder wir überholen sie. Weniger angenehm ist der dicke Nebel, der sich gestern abend einstellte, und noch weniger das Nebelhorn, das uns bis in die Nacht hinein alle drei Minuten was vortutete, es war, als wenn tausend Kühe auf einmal ihre Stimme hören ließen. Dadurch sollen etwa sich nahende Schiffe gewarnt werden. Obwohl wir mehrere hundert Meilen südlicheren Kurs nehmen, als eigentlich nötig wäre, können wir auch auf Eisberge stoßen und die hören von dem Getute nichts. Es wird aber wohl alles gut gehen.

Atlantischer Ocean, 41 Grad 51 Minuten nördlicher Breite, 55 Grad 59 Min. westlicher Länge.
An Bord der „Saale", 13. Mai.

Die Entfernung von Bremerhaven nach Southampton beträgt 448 Seemeilen, bis New-York 3558. Trotz des Nebels sind wir 401 Meilen gefahren, 2301 Meilen in offener See.

Nach Bädeker teile ich folgendes aus der Geschichte

der Entwickelung der Vereinigten Staaten mit: Die Urbevölkerung, die man Indianer nannte, befanden sich zur Zeit der Entdeckung auf der Stufe nomadisierender Jägerstämme; eine Geschichte des Landes beginnt daher erst mit der Ankunft europäischer Ansiedler. Die erste Kunde jener Gegenden besaßen die Normannen. Um das Jahr 1000 war Lief, Sohn Erichs des Roten, welcher von Irland aus Grönland entdeckt hatte, an der nordamerikanischen Küste bis in die Nähe des Kap Cod (42 Grad nördlicher Breite) vorgedrungen. Die Ansiedelungen im „Markland" (Neuschottland) und „Winland" (Massachusets) gingen in Kämpfen mit den Eingeborenen, den „Skrälingern", bald zugrunde. Die zweite Entdeckung der Ostküste brachte 1494 die Fahrt Seb. Cabots, welcher von Labrador aus südwärts bis Florida segelte. 1512 besuchte Ponce de Leon die Halbinsel Florida; 1535 entdeckte Cartier den St. Lorenzostrom, 1617 Hudson den Hudsonfluß.

Sonstige geschichtliche Notizen: 1565 Ansiedelung der Spanier in St. Augustine auf Florida.

1584—1602. Sir Walter Raleigh auf vier Reisen Niederlassungen in Virginia (benannt zu Ehren der „jungfräulichen Königin" Elisabeth von England).

1624. Niederländer gründen auf der Insel Manhattan an der Hudsonmündung New-Amsterdam. Der erste Gouverneur war Peter Minuit, ein Westfale, der die Insel von den Indianern um 60 Gulden kaufte.

1664. New-Amsterdam wird von den Engländern

besetzt, im Frieden von Breda von den Holländern abgetreten und nach dem Herzog von York (Jakob II. von England) New-York genannt.

1754. Ein Generalkongreß der Kolonien fordert Vertretung der Kolonien im englischen Parlament oder einen eigenen Vertretungskörper zum Zwecke der wirksamen Verteidiguug gegen französische Angriffe. Das Ministerium lehnt dies ab, sendet aber ein Hilfscorps.

1774. Sperrung des Bostoner Hafens durch die englische Flotte. Der erste Kongreß in Philadelphia, von den Kolonien Massachusets, New-York, Rhode Island, New-Hampshire, Pennsylvanien, Maryland, Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Connecticut, Georgia, New-Jersey und Delaware beschickt, beschließt den Abbruch des Handelsverkehrs mit dem Mutterlande und den übrigen englischen Kolonien. Gewaltsames Vorgehen der englischen Regierung gegen Massachusets. Kriegsrüstungen in den Kolonien.

1775. 4. Juli Unabhängigkeitserklärung.

1783. 3. September Friede zu Versailles. Anerkennung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten. Canada, der Nordwesten von New-Schottland bleiben den Engländern.

1817—25. Monroe Präsident.

1823. Proklamierung der Abwehr einer etwaigen Einmischung europäischer Mächte und des Ausschlusses neuer fremder Besitzergreifungen vom amerikanischen Kontinent (Monroe-Doktrin).

1860—1865. Seccessionskrieg. 31. März 1865

Entscheidungsschlacht bei Five Points. Alle Schwarzen werden freie Männer. Sie wissen einstweilen mit der Freiheit nicht viel anzufangen, was bei uns aber auch vorkommt. Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Arkansas, Nord-Carolina und Tenessee sind besiegt und haben sich zu fügen.

Atlantischer Ocean, 41 Grad 22 Minuten nördlicher Breite, 64 Grad 53 Min. westlicher Länge.

An Bord der „Saale", 14. Mai.

Wieder 401 Meilen, 2702 Meilen auf offener See. Es kommen schon Anzeichen, daß wir uns dem Lande nähern, Möwen, Seeschwalben ꝛc. Ich sah auch eine Kiste oder einen Klotz schwimmen, während sonst die Meeresfläche immer bestens aufgeräumt ist. Schiffe sind in der letzten Zeit seltener geworden. Eben begegnete uns wieder ein kolossaler Dampfer. Es war der zweitgrößte Passagierdampfer Frankreichs „La Champagne". Wir grüßten durch Hissen der Flagge. Die Franzosen besannen sich lange, bis sie endlich den Gruß erwiderten. Heute wird der New-Yorker Lotse erwartet. Der Kapitän sagt, das sei mehr zur Beruhigung der Passagiere, er werde den rechten Weg auch ohne Lotsen finden. Wer aber ohne Lotsen in den Hafen von New-York fährt, muß 200 Dollars Strafe zahlen.

Hundert Meilen vor New-York, 15. Mai.

Gestern morgen wieder wie vorigen Sonntag Choral an verschiedenen Stellen des Schiffs. Wir sind nicht

mehr sehr weit von New-York, von einer Temperatur wie in Neapel, mit dem New-York auf einem Grade liegt, spüren wir nichts. Die Ankunft des Lotsen gestaltete sich ganz dramatisch. Als wir uns um 6 Uhr zu Tisch setzten, war man noch nicht gewiß, ob er überhaupt noch kommen werde. Da, gegen 7 Uhr, ein Schuß. Alles eilt aufs Verdeck, mehrere hundert Menschen. Einer der Offiziere lehnt am Bord. Auf die vielen Fragen giebt er nur kurze Antwort. Er streckt zuweilen den Kopf vor, um noch aufmerksamer sehen zu können. Zu den zwei Leichtmatrosen im Mastkorb steigt noch ein Vollmatrose. Der Kapitän hat wegen des Nebels schon mehrere Tage nicht mit an der Tafel gespeist. Er steht auf seiner Brücke, ebenso der Steuermann. Das Nebelhorn, das per Dampf geblasen wird, läßt von halber Minute zu halber Minute das schrecklichste Geheul ertönen. Der Lotse in einem Segelboot ist im Nebel an uns vorbeigefahren und sucht uns jetzt. Unser Schiff liegt ruhig auf der Stelle. Von Zeit zu Zeit neue Böllerschüsse und erneutes Nebelhorngeheul. Erst nach einer halben Stunde entdeckt er uns. Wir sehen einen Nachen auf uns zufahren. Ein schmaler Nachen auf dem unendlichen Ocean, es macht fast einen scherzhaften Eindruck. Der Lotse erreicht unser Schiff und steigt im Nu die Strickleiter hinauf, die wir schon von unserem Tischplatze vor unserem Kajütenfenster hatten herunterlassen sehen. Ein Pack Zeitungen wird verteilt, lauter alte Neuigkeiten.

Der Lotse war schon tagelang auf dem Meer. Er ist uns 300 Meilen weit entgegengesegelt, um andern den Rang abzulaufen. Eine Laterne mit grünem Licht wird aufgezogen, um den andern Lotsen mitzuteilen, daß wir bereits versehen sind. Der Lotse trinkt einen Cognac und legt sich schlafen. Wir setzen unser Dinner fort, das als letztes durch allerhand Überraschungen gefeiert wird. Plötzlich erlöscht die elektrische Beleuchtung und die Kellner kommen im Fackeltanz mit brennendem Eis. Der letzte Tag auf Schiff wird mit einem Glas Champagner gefeiert. Nachher Konzert von Frau Hauptmann Müller und Lieutenant von Holleben, Jodler von Herrn Lang aus Innsbruck ꝛc. und dann in die Koje. So amüsieren wir uns nach New-York hinüber; wer mir von den entsetzlichen Strapazen einer Seereise sprechen wird, den werde ich auslachen. Eben beginnt unsere Kapelle das Vormittags-Konzert, nachdem wir vorher beinahe im Nebel ein Segelboot in den Grund gebohrt hätten. Es ging gut ab, die Mannschaft that jetzt, wie immer, ihre Schuldigkeit. Die Sonne durchbricht den Nebel. Hoffentlich fahren wir bei hellem Wetter in den Hafen von New-York ein.

New-York, 16. Mai.

Den großartigen Anblick, den das Panorama in der Frankfurter Elektricitätsausstellung von der Einfahrt in den New-Yorker Hafen bot, übertraf die Wirklichkeit um das hundertfache. Die Aussicht war stundenlang

immer wieder eine andere, zauberhaft beleuchtet von der hellstrahlenden Sonne am fast wolkenlosen Himmel. Desto entsetzlicher waren die Zollplackereien in der muffigen Halle. Ich selbst hatte freilich Glück. Kaum ans Land gestiegen, begrüßt mich mein lieber Jugendfreund Emil Schulze aus Herford, der seit Jahren in New-York seinen Sitz hat. Vor 15 Jahren begrüßte er mich auf der Wandelbahn in Wildbad. Wir hatten uns 35 Jahre nicht gesehen. „Guten Tag, Moritz!" „Guten Tag, Emil!" konnte ich umgehend antworten. Sein Anblick verscheuchte allen Unmut über die Gepäckscherereien, denen er für mich und ein befreundetes Ehepaar auch rasch ein Ende machte. Er führte uns nach Meyers Hotel in Hoboken, wo wir gelandet waren. Das Bier, im Garten getrunken, war bildschön, wie meine norddeutschen Freunde sagten. Als wir wieder nach dem Norddeutschen Lloyd-Pier kamen, war man zur Abfahrt ins Hotel bereit. Wir konnten uns aber nicht entschließen, in einen der dumpfen Omnibusse zu steigen, sondern fuhren im offenen Wagen in die fremde Welt hinein. Bei der Ankunft im Hotel hatte ich wieder die Freude, von Bekannten begrüßt zu werden, Dr. Bottenbruch und Frau, und heute vormittag bei der Rückkehr von der Statue der Liberty traf ich einen Lahrer, Herrn O. H. Leser. Ich werde heute abend ein Glas Bier mit ihm und hoffentlich Herrn Emil Wäldin in der „Scheffelhalle" trinken, wo schon gestern mehreren Partien unserer Gesellschaft das New-Yorker

Bier vortrefflich mundete. Wie uns unser Führer meldete, hat die Statue der Freiheit eine eigentümliche Vorgeschichte. Sie wurde 1870 in Angriff genommen, um den als sicher angenommenen Sieg der Franzosen über Deutschland zu verherrlichen. Als die Sache Essig ward, lagerte die halbfertige Figur jahrelang bei dem unglücklichen Bildhauer, bis ein findiger Kopf auf die Idee kam, sie als Göttin der Freiheit den Amerikanern zur Besiegelung der französisch-amerikanischen Freundschaft zu spenden. Für diesen Zweck ließ sich das nötige Geld bei den Franzosen zusammentrommeln. Die Amerikaner trommelten auch für das Postament, und so wurde im Jahre 1888 das einen imposanten Anblick gewährende Denkmal enthüllt. Ein alter Bayer mit Württemberger Frau hütet die französisch-amerikanische Freiheit und schenkt Bier dazu. Außerdem bummeln etwa 60 amerikanische Soldaten auf der kleinen Insel herum. Es ist dieselbe Geschichte wie mit dem Grimmelshausen-Denkmal. Man wollte den 1848/49 in Rastatt Erschossenen ein Denkmal setzen, die Erlaubnis wurde aber nicht gegeben. Da kam der in Renchen geborene alte Kriegsknecht im Reichstag zur Sprache, und da er in der That ein famoser Kerl war, setzte man ihm das Denkmal. So erhielt Renchen seine Sehenswürdigkeit. Es regnet heute den ganzen Tag. Hoffentlich bei Euch auch.

New-York, 17. Mai.

So oft ich in Hotels einquartiert war, noch nie hatte ich eine so schöne Aussicht, wie jetzt von meinem Zimmer Nr. 41 im Everett-House aus auf der Union Square von New-York. Prächtige Bäume im Frühlingsgrün, prachtvoller grüner Rasen. Von Bingen bis Duisburg habe ich schon neulich das Gras grün gefunden. Die durch den Golfstrom feuchte und erwärmte Luft nutzt der Vegetation in Nordwestdeutschland, wie in England und Holland. Hier natürlich macht das Meer die Luft feucht und wirkt belebend auf alle Pflanzen. Der Salat, den wir essen, ist ganz vorzüglich, Gemüse sind gegenüber den unserigen noch zurück. Auch die Blumen sind noch nicht so vorgeschritten wie bei uns. Glycinen blühen noch nicht, Syringen haben sich soeben geöffnet; auf allen Squares blühen große Tulpenbeete. Einen entzückenden Anblick gewährte gestern morgen auch ein großartiger Blumenmarkt auf der Union Square vor unserm Hotel.

Den herrlichsten Naturgenuß aber hatten wir heute bei einer gemeinschaftlichen Fahrt in sechzehn Landauern nach dem Centralpark, dem großen Spaziergang und Erholungsort von New-York. Er nimmt die Mitte der Manhattan-Insel, auf der New-York liegt, zwischen 59th und 110th Str. ein und mißt 2½ Meilen in der Länge und ½ Meile in der Breite (Gesamtfläche 335 Hektare). Der Plan wurde 1853 von Olmsted und Vaux entworfen und die

Ausführung kostete 15 Millionen Dollars. Der Boden bestand aus Sumpf und Fels und seine Umwandlung in einen der schönsten Parke der Welt ist ein glänzendes Denkmal amerikanischer Geschicklichkeit und Ausdauer. Die Rückfahrt machten wir am Hudsonufer her, links herrliche Villen, rechts Tausende von Schiffen, darunter 15 amerikanische, französische, russische, italienische 2c. Kriegsschiffe.

Wie ich es befürchtet hatte, so ist es eingetroffen. Bei Ankunft der „Saale" bin ich mit aufgestrupften Unterbeinkleidern in den Hafen von New-York eingefahren. Ich wendete mich andern Morgens bescheiden an die Irländerin, welche mein Zimmer besorgt. „Ring the bell!" war ihre Antwort. Ich schellte, der Schwarze Sam erschien. „That is not our work." Als ich ihm 20 Cents in die Hand gedrückt hatte, machte er ein ganz vergnügtes Gesicht, wickelte die Unaussprechlichen zusammen und trug sie zum Schneider. Anderntags wendete ich mich wegen meiner Wäsche an die Irländerin. Wieder: „Ring the bell!" Wieder erschien ein Schwarzer und nahm die Wäsche in Empfang. Heute morgen drückte ich auf den Knopf, um ein Bad zu bestellen. Der Schwarze erschien, ich trug ihm meine Wünsche vor und er verschwand wieder. Nach einiger Zeit kam er mit einem Leintuch und bat mich, ihm zu folgen. Er führte mich in das Badzimmer, aber das Bad war noch nicht fertig. „What is your name?" „John."

„Are you born in New-York?“ „No, in Baltimore.“ „Are you married?“ Da grinste er mich vergnügt an und zeigte eine Reihe blendend weißer Zähne. „Yes, sir!“ „Have you childern?“ „No, sir! My wife is small!“ sagte er dann und zeigte, wie groß sie sei, fügte dann noch mit verschmitztem Gesichte hinzu: „She is not large, like you!“ Mit meinem Schwarzen bin ich jetzt schon auf einem ganz freundschaftlichen Fuß, mehr als mit der Irländerin.

New-York, 18. Mai.

Heute fuhren wir mit eigens gemietetem Dampfer den Hudson hinauf nach Westpoint, wo sich die Kriegsschule befindet. Der Hudson kann den Vergleich mit dem Rhein aufnehmen. Rechts Tausende von Villen in großen Parks mit schönstem Grün, links steile Felsen, die sog. Palissaden. Westpoint ist wunderbar schön gelegen, die Berge treten hier zusammen, wie bei der Porta Westfalica. Beim Durchblick sieht man immer noch den Hudson, der viel breiter ist als der Rhein, in der Mitte eine schöne grüne Insel. Wir kehrten in einer Restauration ein, bekamen aber nur Kaffee oder Thee, Bier und Wein sind in Westpoint verpönt. Das ist für die jungen Soldaten jedenfalls sehr zuträglich.

Die vielen Kriegsschiffe, welche wir schon gestern gesehen hatten und an denen wir jetzt ganz nahe

vorbeifuhren, haben an der großen Flottenschau teilgenommen, welche neulich zur Feier der Entdeckung Amerikas stattgefunden hat. Es soll ein großartiger Anblick gewesen sein, die etwa 36 Kriegsschiffe manövrieren zu sehen. Von Deutschland waren der „Kaiseradler" und die „Viktoria" dabei. Wir sahen auch die Karawellen, d. h. die Nachahmungen der Schiffe, mit denen Kolumbus die Reise unternahm, um einen westlichen Weg um die Erde nach Ostindien zu finden, welches Unternehmen dann zur Entdeckung Amerikas führte.

Abends waren wir im Madison-Garden-Konzert. Es traten sog. „South American Students" auf. Das Konzert war ganz eigenartig, 7 Guitarren, 6 Mandolinen, 1 Geige, 1 Cello. Die Musik wirkte außerordentlich wohlthuend. Auch die Künstler machten einen sehr angenehmen Eindruck. Weite Ärmel, große Manschetten, Kniehosen, an der Kniekehle Troddel, bei den gemeinschaftlichen Aufführungen trug jeder einen eleganten kleinen Schiffhut. An früheren Abenden sahen wir den „Faust" als Ballet zurecht gemacht, auch Serpentinentänzerin u. dgl.

New-York, 19. Mai.

Heute vormittag auf den großen Begräbnisplatz nach Brooklyn. Erst großer Weg bis zur Hochbahn, die ich seither täglich benutzt, aber in meinem Bericht noch nie erwähnt habe. The elevated Railroad befördert jährlich

über 200 Millionen Menschen. Wohl 40mal so viel in einem Tage, wie die Lahr-Dinglinger Bahn in einem Jahre, die Person zu 5 Cents für jede beliebige Strecke, auch für 30 Meilen. Von da Spaziergang von 1825 Metern über die Brooklyn-Brücke in einer Höhe von 41 Meter über der Flut. Sie besteht ganz aus Stahl und Eisen und ist an die Turmpfeiler mittelst vier 16zölliger Stahldrahtseile angehängt, die an jedem Ende mit 26000 Kubikmeter soliden Mauerwerkes verankert sind. Die vier Seile enthalten 14300 Meilen (23000 Kilometer) Draht. Über 40 Millionen Menschen kreuzen die Brücke jährlich, davon neun Zehntel in Cable-Trains. Von der Brücke mit der Trambahn zum Begräbnisplatz von Brooklyn, Greenwood cemetery. Wir fahren in einem großen offenen Wagen auf cementierten Wegen. Wie sich denken läßt, sind die Grabmale nicht so schön wie die auf dem Campo Santo in Mailand. Wir werden aufmerksam gemacht auf einige hervorragende Leistungen, die Gräber eines Kautabakfabrikanten, des Bäckers Schulz, eines Sodawatermaklers, der Lola Montez, Münchener Angedenkens. Das Schönste ist die Lage auf vielen Hügeln, herrlicher Rasen und schöne Bäume, darunter zu Tausenden der Dogtree mit Blüten wie Apfelblüten, alle blühend. Ich sende einen Band Photographien der Grabmale, die in der Expedition der „Lahrer Ztg." eingesehen werden können.

Später Besichtigung der Druckerei der Zeitung

„World“. Das Gebäude ist 375½ Fuß hoch, 26 Stock, das höchste Geschäftsgebäude, das existiert. Es enthält so viel Steine, daß 250 Wohnhäuser davon gebaut werden könnten, 1000 Fenster, 500 Thüren, soviel Eisen, daß 29 Meilen Eisenbahnschienen damit gelegt werden könnten, 48 Meilen Telegraphendraht. Die Sonntagsausgabe enthält 4500000 Buchstaben. Auflage eine halbe Million. Zwölf Setzmaschinen sind in Thätigkeit. Obwohl Lunchzeit war, setzte mir ein freundlicher Setzer eine Zeile, goß sie und überreichte mir den Guß. Ich werde diese Wunderzeile seiner Zeit meinen Bekannten zeigen. Man kommt sich angesichts dieser Dinge wie ein Puppler vor.

Für den Abend war ich von meinem lieben Freunde Emil Schultze in Hoboken eingeladen. Die dort zugebrachten Stunden werden mir stets in angenehmer Erinnerung bleiben. Er verbringt seinen Lebensabend an der Seite seiner einzigen Tochter, einer äußerst anmutigen jungen Dame. Von seinen sechs Söhnen lernte ich nur den jüngsten, einen jungen Arzt, kennen. Die prächtige Gattin, die ich vor 15 Jahren in Wildbad traf, ruht auf dem Brooklyner Begräbnisplatz.

New-York, 20. Mai.

Heute Geschäftsbesuche in Duanestreet und Umgegend, trank guten Pfälzer bei Racky und besuchte Herrn Rost von Lahr, der auch bei Racky verkehrt. Derselbe betreibt an der Seite eines erwachsenen Sohnes eine tüchtige

Buchdruckerei und leistet auch im Kunstdruck Vorzügliches. Er ist der Sohn des früheren Buchdruckers Rost in Lahr und trug mir auf, seinen Vetter, Ratschreiber Adolf Rost, zu grüßen, was hiermit besorgt wird.

Abends war ich wieder in Hoboken, und zwar auf Einladung eines Lahrer Landsmannes, des Herrn Hermann Hug. Auch seine Gattin, vor drei Jahren früh verstorben, ruht auf dem Begräbnisplatz in Brooklyn. Wie bei Freund Schultze fand ich auch bei Herrn Hug ein großes Bildnis der Verstorbenen auf einer Staffelei, Blumen davor aufgestellt. Ein 8jähriger und ein 6jähriger Sohn, beide allerliebste Jungen, aßen mit uns zu Nacht. Nachher nahm er mich mit in den Deutschen Klub in Hoboken. Es fiel mir auf, daß er an der Thür des Klubhauses einen Schlüssel aus der Tasche zog, aufschloß und nachher wieder zumachte. Ich traf im Klub Freund Schultze, Bäder, Dingelstedt und andere Herren, die ich schon kennen gelernt hatte. Sie hatten mich zu ihrer Samstagabend-Maibowle, aus deutschem Waldmeister, eingeladen und ich verbrachte mit ihnen einen sehr fidelen Abend. Nachts 1 Uhr suchte ich den Heimweg über den Hudson bis zum Everetthouse mit bestem Erfolg. Die Herren, die ich im Deutschen Klub in Hoboken traf, sind dieselben, welche mit Ankauf des von Düsseldorf und Mainz abgelehnten Heine-Denkmals beschäftigt sind.

Hier einige der Inschriften im altdeutschen Weinzimmer des Deutschen Klubs in Hoboken:

Wir trinken am Hudson
Und schwärmen dabei
Vom alten Rhein
Und der Lorelei.
(Von Dingelstedt, Mitglied des Klubs,
Bruder von Franz Dingelstedt.)

* * *

Ein volles Glas zu halten
Im freundschaftlichen Chor,
Gelingt auch einem Alten,
Der Amors Huld verlor.

* * *

Im Wein ist Wahrheit nicht allein,
Es ist auch manchmal Wasser drein.

* * *

Was die Jugend heiß begehrte,
Alles wird uns einmal Wurst,
Nur ein treuester Gefährte
Bleibt uns bis zuletzt der Durst.

* * *

Deutschen Sinn und deutschen Wein
Halt auch in der Fremde rein.

New-York, 21. Mai.

In einer hiesigen Zeitung finde ich folgenden Bericht:

Dutchtowns Dragoner.

Der Großherzog von Baden bereichert ihre Kriegskasse.

Man hatte ihn um gelbe Uniformen gebeten, er aber schickte $100.

Ein kleines Pröbchen unschuldiger Soldatenspielerei, welche indessen ein interessantes Nachspiel hatte, ge-

langte gestern zur Kenntnis des „Morgen-Journal“ und sei hier pflichtschuldigst berichtet.

Saßen da eines schönen Abends im September vorigen Jahres sechs bis acht Abkömmlinge des badischen Ländle in dem Lokal von Hermann Ballwig, No. 54 Knickerbocker Ave., Williamsburg, beim Glase Bier zusammen und schwatzten über dies und das. Schließlich brachte einer die Frage aufs Tapet, ob es nicht vielleicht ratsam wäre, eine badische Dragoner-Eskadron zu gründen und damit sich und den lieben engeren, in Williamsburg wohnenden Landsleuten eine rechte Freude zu machen. Die Idee fand Anklang, wurde jedoch an dem betreffenden Abend, da die Zeit schon zu weit vorgeschritten war, nicht weiter verfolgt.

In einer späteren „Sitzung“, welcher außer den oben erwähnten noch mehrere Badenser beiwohnten, wurde die Sache abermals ventiliert und die Ansicht kundgegeben, daß möglicherweise der Großherzog für das Projekt interessiert und veranlaßt werden könnte, für die zu bildende Eskadron die nötigen Uniformstücke herzuschicken. Gesagt, gethan! Herr Philipp Schneider, einer der eifrigsten Befürworter der Idee, wurde beauftragt, die Bitte der would-be-Gründer der „Gelben Dragoner-Eskadron“ säuberlich zu Papier zu bringen und Seine Königliche Hoheit zu ersuchen, die nötigen Uniformstücke für 25 Mann aus der „Kammer“ zu liefern. Man werde die Bewilligung dieser Bitte als einen Beweis besonderer Huld betrachten und ersterben in tiefster Hochachtung &c. &c.

Dieses Schreiben wurde im Oktober abgesandt, nachdem der Vorsitzende der Gründungskommission, Herr Raymond Müller, dasselbe unterzeichnet hatte. In Erwartung der „kommenden Ereignisse“ machten die Werbungen für die Eskadron so günstige Fortschritte, daß während der nächsten drei Monate, während welcher das Schreiben aus der Großherzoglichen Kanzlei täglich, ja stündlich, erwartet wurde, ganze zwanzig Namen sich zum Dienst für die zu bildende Eskadron hatten vormerken lassen.

Endlich, Anfang Februar d. J., traf bei Herrn Raymond Müller, dem Vorsitzenden der Vereinigung, No. 346 Ellery Str., Williamsburg, ein Schreiben des deutschen Generalkonsuls in New-York inbetreff der Angelegenheit ein. Herr Feigel teilte mit, daß Se. Königliche Hoheit mit großem Vergnügen von der löblichen Absicht der Herren Gründer Kenntnis genommen und daß es ihm Freude bereitet hätte, dem Ansuchen zu entsprechen. Er bedaure jedoch, nicht in der Lage zu sein, die gewünschten 25 Uniformen zu senden, da die Kontrolle über die „Kammer“ nicht ihm zustehe. Um seinen ehemaligen Unterthanen jedoch zu zeigen, wie sehr er sich über diesen Beweis ihrer Loyalität freue, erlaube er sich, zur Förderung ihrer Absicht beigeschlossen eine Anweisung auf hundert Dollars für die Eskadronskasse zu übersenden.

Mit diesem huldvollen Bescheid mußten sich die Herren begnügen. Sie sandten unter herzlichen Dankes-

worten eine Empfangsbescheinigung über das erhaltene Geld nach Karlsruhe und ließen dann die nötigen Uniformen, welche übrigens den echten vollständig gleichen, hier anfertigen. Dieselben machten einen pompösen Eindruck. Als Major der Eskadron fungiert Herr Wm. Isenmann aus No. 173 Nord 2. Str., als Inspektor Herr Raymond Müller, Rittmeister Herr Charles Emmendinger, Lieutenant A. Bischof, Wachtmeister Wm. Weiß und Zahlmeister H. Ballwig. Die Versammlungen der Eskadron finden in dem Lokal des letzteren statt.

Es wird beabsichtigt, aus der Mitte der Organisation einen Krankenunterstützungsverein zu bilden. Am letzten Sonntag zogen die Dragoner in ihren neuen Uniformen nach dem Ridgewood Park und machten, trotzdem sie zu Fuß kamen, einen großartigen Eindruck.

Wohl giebt es übelwollende, neidische Menschen genug, welche den wackern Badensern ihr Gesuch sowie die Annahme des Großherzoglichen Geschenkes verübeln, aber die Eskadron straft dergleichen Angriffe mit gebührender Verachtung. Namentlich der Badische Volksfestverein von Kings und Queens County, an dessen Spitze Herr Geo. A. Schreiner aus No. 151 Ewen Str. steht, bemüht sich, die „Unterthänigkeit“ zu bekritteln und zu bespötteln. Die Badenser von Brooklyn bildeten früher einen einzigen Volksfestverein. Im vorigen Jahre ergab jedoch das Volksfest ein Defizit

von $300, und diese Thatsache führte zu einem Bruch, sowie der Gründung eines zweiten Vereins unter dem Namen „1. Badischer Volksfestverein von Brooklyn". Diesem letzteren gehören sämtliche Mitglieder der „Gelben Dragoner-Eskadron" an, und deshalb erscheint die schlechte Laune der Mitglieder des zuerst genannten Vereins, wenn die Rede auf die Eskadron kommt, erklärlich.

Washington, 22. Mai.

Gestern vormittag Aufbruch zur Reise hierher. Schon am Samstag abend in Hoboken wurde mitgeteilt, es sei eine Woge von 92 Grad telegraphisch angekündigt, woraus auf heißes Wetter zu schließen. Die Prophezeiung traf ein. Wir fuhren bei 26 Grad Reaumur, aber weder der freie Amerikaner noch der Ausländer durfte ein Glas Bier oder Wein trinken, denn es war Sonntag, auch noch Pfingstsonntag. Vormittags am Bahnhof gab's auch kein Bier, wenn man sich aber ein Butterbrot geben ließ, durfte man sich ein Glas Bier dazu kaufen.

Alte Schulerinnerungen wurden wach. Wir fahren über den Delaware, die Chesapeake-Bai, den Potomac, sehen das Alleghanygebirge &c.

Heute Wanderung zum Kapitol, nachher Hand-Shakes beim Präsidenten. Ich konnte mich nicht entschließen, diesen Schwindel mitzumachen, sondern nahm einen Schwarzen, der mich mit Hilfe eines Gauls und oben

gedeckten, rund herum offenen Wagens in Washington und Umgegend umherfuhr. Washington ist zum Entzücken schön. Alle Straßen sind mit Bäumen bepflanzt, oft vier Reihen und mehr. Möge die herrliche Stadt vor einem Stadtrat bewahrt bleiben, der vom Zerstörungssinn befallen ist und die Bäume eines schönen Tages abhauen läßt.

Bekannte überall. Heute begrüßte mich hier Herr Thiergarten, früher in Lahr, jetzt Buchdruckereibesitzer in Karlsruhe. Nachmittags Fahrt nach dem Soldiers Home. Prachtvolle Gebäude, großer Park. Meine Freunde lernten einen alten amerikanischen Krieger aus Dinglingen kennen, der sich durch den „Lahrer Hinkenden Boten" auswies. Er hat in irgend einem Indianerkampf eine Kugel in den Leib bekommen und lebt hier nun wie ein Graf. Ich erfuhr von dem Manne erst bei unserer Abfahrt, sonst hätte ich ihn aufgesucht.

In Washington fährt man meistens mit Cable-Cars, bei denen das Kabel im Boden liegt. In Deutschland ist die Einrichtung meist so, daß das elektrische Kabel in der Luft hängt, was billiger ist. Einen noblern Eindruck macht die hiesige Art.

Ich habe hier zwei Zimmer in Gemeinschaft mit Herrn Haack aus Hamburg. Ich bewohne das hintere Zimmer. Als ich heute nach Tisch beschäftigt war, bei 26 Grad Reaumur auf einer Ecke des Waschtisches (Kanapee und Tisch hatte ich weder in New-York noch hier) Notizen für meine Lahrer Freunde zu Papier zu

bringen, kam Herr Haack in sein Zimmer, legte sich auf 10 Minuten schlafen, ging dann wieder und schloß ab, ohne nachgesehen zu haben, ob ich in meinem Zimmer sei. Auf halb vier war eine große Rundfahrt verabredet. Zwanzig Landauer sah ich unten stehen. Als ich das Zimmer verlassen wollte, fand ich, daß ich eingeschlossen war. Ich schellte, aber, wie immer, es kam niemand. Wiederholtes, minutenlanges Schellen, es kam niemand. Zum Fenster hinausrufen ging nicht. Die Leute hätten geglaubt, ich sei verrückt geworden. Durch Klopfen und erneutes Schellen wurde endlich ein halbes Dutzend männlicher und ein halbes Dutzend weiblicher Nigger herbeigerufen, aber sie hatten keinen Schlüssel. Endlich kam auch dieser und ich war frei. Nun hättet Ihr aber die Freude der Nigger über das Erlebnis sehen sollen! Die weiblichen kreischten vor Wonne. Durch Zufall bekam ich noch einen Wagen. Herr Leipziger aus Breslau pflegt sich zu verspäten. Auf diese Art hat er schon mehrere Male für sich und seine Frau einen Wagen allein bekommen. Diesmal sollte es ihm nicht glücken. Ich setzte mich zu ihm.

Philadelphia, 24. Mai 1893.

Es ist gut, daß wir nicht im Juli sind. Es ist so heiß, daß es kaum auszuhalten ist, und man sagt uns, im Juli sei es so heiß, daß man auf dem Asphalt Spiegeleier braten könne. Man streicht etwas Butter

auf das Trottoir im Sonnenschein, schlägt ein Ei darauf und die Sache ist in kurzem abgemacht.

Auch gestern konnte ich mich nicht entschließen, die Wanderungen mitzumachen. Ich ging zwar mit der Gesellschaft fort, um das Postamt, das Patentamt u. s. w. zu besuchen. Als ich in das großartige Postgebäude eingeschwenkt, bemerkte ich indes ein Gefährt, wie ich den Tag vorher eines gehabt hatte. Ich konnte nicht widerstehen und schlug mich seitwärts in die Büsche. Wiederum herrlichste Rundfahrt, bei der die Temperatur erträglich war. Einige kleine Besichtigungen nahm ich vor, Amerikanisches Museum, Nationalmuseum, Fischkultur; auf die Washington-Säule, das höchste Bauwerk der Welt, höher wie der Münster von Ulm, verzichtete ich. Im Bureau of Engraving and Printing, wo die Banknoten gedruckt werden, wartete ich eine halbe Stunde, zapfte mir einige Glas Eiswasser, begab mich dann aber noch weiter.

In den herrlichen Straßen umherzufahren, kann man nicht müde werden. Für weitere 100 000 Einwohner sind die Straßen schon angelegt. Washington hat jetzt 240 000 Einwohner, darunter 80 000 Schwarze. Die Kellner in unserem Hotel „Ebitt-House“, das 600 Gäste beherbergt, sind samt und sonders Nigger. Die großen Zehen gucken zu den Stiefeln heraus, die Ärmel haften zum Teil kaum noch im schwarzen Frack. Aber sie grinsen uns doch freundlich an, wenn sie ein Trinkgeld bekommen. Die deutschen Kellner sind großenteils

Flegel. Einer unserer Herren hatte rasch ein Viertel Bier getrunken, das in Lahr 7 Pfennig, hier 21 Pfennig kostet; er gab 2 Cents = 9 Pfennig Trinkgeld, der Kellner warf sie ihm wieder hin. Ein Professor hatte ein weiteres Glas Bier verlangt und reklamierte, als es nicht kam. „Thun Sie den Mund auf!" schrie ihn der Lümmel aus der Provinz Sachsen an. Wir kamen in das gleiche Lokal, Gerstenbergsche Bierwirtschaft in Washington, in Gesellschaft von Damen. Ich bat, einen großen offenen Senftopf vom Tisch wegzunehmen. „Warum?" — „Der Senf riecht!" — „Er riecht aber gut. Er riecht kräftig. Das ist ein guter Senf!" — „Trotzdem wäre es uns lieb, wenn Sie ihn fortnehmen würden!" — „Wo soll ich ihn denn hinsetzen?" — „Setzen Sie ihn auf einen der unbesetzten Tische!" Das ging noch eine Zeit lang so fort, bis er sich endlich bequemte. Man deckt in Amerika bei Tische so eng, daß man sich mit den Ellenbogen berührt. Beim Dinner gestern in unserem jetzigen „Hotel Continental" setzte ich mich an einen anstoßenden Tisch. „Hier kann Ihnen nicht serviert werden!" — „Ich werde trotzdem etwas zu essen bekommen!" — „All right!" u. s. w.

Etwas außerordentlich Unangenehmes sind die großen Spucknäpfe, zum Teil mit Cigarrenstummeln gefüllt, die in den Hausgängen u. s. w. herumstehen. Da wissen die Amerikaner von weitem hineinzuzielen. Die Vorliebe der Amerikaner, die Beine auf den Tisch zu legen, besteht immer noch. Die Hobokener Herren

meinten, in New-York hätten ihnen die Deutschen diese Unart so ziemlich abgewöhnt. Aufgefallen ist mir etwas, das ich in Deutschland so wenig wie in England und Frankreich erlebt habe. Bei der Eisenbahnfahrt von Westpoint nach New-York bat ich um ein Billet und legte einen Dollar hin. Der Schalterbeamte fragte: „Do you like cents?“ („Ist Ihnen an einigen Cents gelegen?“) Ich verstand im Augenblick nicht, was er meinte, und sagte „Yes!“ Da warf er mir die zwei Cents, die ich herauszubekommen hatte, hin.

Im großen giebt es noch eine Menge unbegreiflicher Dinge. So sah ich hier den Laden des Herrn Wanamaker, den der vorige Präsident Harrison als Freund zum obersten Postbeamten gemacht hatte. Er benutzte seine Stellung, Spitzen ꝛc., als Proben deklariert, hereinzuschmuggeln, und betrog den Staat um Tausende. Jetzt ist er a. D. Überhaupt giebt's jetzt 50 000 neue Postdirektoren, die dafür belohnt werden müssen, daß sie dem Präsidenten Cleveland ihre Stimme gegeben haben. So auch in allen andern Fächern.

New-York, 25. Mai 1893.

Wenn man von Washington kommt, macht Philadelphia einen entschieden philisterhaften Eindruck. Philadelphia, die drittgrößte Stadt der Union (1 046 964 Einw.), liegt in einer weiten Ebene zwischen dem Delaware und dem Schuylkill, 96 Meilen vom Atlantischen Ocean. An Umfang ist sie die zweitgrößte

Stadt in Amerika und bedeckt mit einer Längenausdehnung von 22 Meilen zu 5 bis 10 Meilen Breite einen Flächenraum von 130 engl. Quadratmeilen, ungefähr den gleichen Raum wie London City ohne Vororte. Philadelphia (die City of homes) enthält unter den Großstädten wohl die größte Zahl kleiner Häuser (5,29 Einwohner auf das Haus, New-York 16,37). Sie ist in schachbrettähnlicher Regelmäßigkeit angelegt, mit 1150 Meilen Straßen, von denen 750 Meilen gepflastert sind. Aber fragt mich nur nicht wie. Wenn solche Straßen in Lahr wären, die Bewohner würden gegen Herrn Oberbürgermeister Schlusser Revolution machen. Wir wissen davon zu reden, denn wir sind 3 Stunden in und um Philadelphia spazieren gefahren. Herr Stangen zeigt uns gern in unsern achtzehn Landauern, und in Washington und Philadelphia machten wir auch Eindruck, in New-York kümmerte sich niemand um uns.

Das charakteristische Philadelphia-Haus ist ein zwei- oder dreistöckiger Bau von rotem Backstein, mit weißen Marmorstufen und weißen oder grünen Fensterläden.

Philadelphia, die „Stadt der brüderlichen Liebe", wurde 1682 von einer Quäkerkolonie unter William Penn (1644—1718) gegründet, der den Indianern das Land abkaufte; doch waren viele der Ansiedler Abkömmlinge einer schwedischen Kolonie, die sich bereits 1638 etwas weiter abwärts am Delaware niedergelassen hatte. Die neue Stadt lockte zahlreiche Ein-

wanderer an; sie erhielt ihr Grundrecht von Penn 1701, wo sie ca. 4500 Einwohner hatte. Bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war Philadelphia neben Boston die erste Stadt des Landes und der Schauplatz der wichtigsten Staatsaktionen während der Revolution. Der erste Kongreß versammelte sich hier 1774; die Unabhängigkeitserklärung wurde hier am 4. Juli 1776 unterzeichnet, die Konstitution der Vereinigten Staaten 1787 hier verfaßt und proklamiert; der erste Präsident hatte hier seinen Sitz und der Kongreß trat bis 1797 hier zusammen. — Der Mann, dessen Name nächst dem William Penns am engsten mit Philadelphia verknüpft ist, ist Benjamin Franklin (1706—1790), der 1723 im Alter von 17 Jahren hieherkam. Die „Freunde" oder Quäker spielen in Philadelphia heute noch eine wichtige Rolle und viele der ältesten, reichsten und angesehensten Familien gehören ihnen an.

Bei Entwurf seines Stadtplanes legte Penn zwei breite, sich in rechtem Winkel schneidende Hauptstraßen an, mit einem freien Platz an ihrem Kreuzungspunkt. Die andern Straßen wurden parallel mit diesen angelegt. Wenn ich einmal eine Stadt anzulegen habe, so mache ich den Plan nach dem New-Yorker, I—XI Avenue als Längsstraßen, gekreuzt von erster bis hundertster ꝛc. — Querstraße. Ich habe mich dort sofort bei Tag und Nacht zurechtgefunden.

Außer manchen andern Gebäuden und Kirchen besuchten wir die Independence-Hall, in der die Unab-

hängigkeitserklärung angenommen wurde. Die Independence-Hall wird in gleichem Zustande erhalten. Am oberen Ende der Treppe hängt an einer Kette von 13 Gliedern (als Sinnbild der 13 ursprünglichen Staaten) die berühmte Liberty Bell, die erste Glocke, die in Amerika nach Erklärung der Unabhängigkeit geläutet wurde. Sie wurde später bei verschiedenen nationalen Anlässen benutzt, bekam aber 1835 einen Sprung und ist seit 1848 nicht mehr ertönt.

Von denjenigen, welche den Besuch beim Präsidenten in Washington mitgemacht haben, waren einige ganz gehoben von dem feierlichen Augenblick, andere lachten darüber. Bedenklicher als das amerikanische Handschütteln ist ohne Zweifel der päpstliche Handkuß. Der Papst möge einmal seine Hand nach 300 applicierten Küssen an Herrn Koch, den Entdecker des Cholerabacillus schicken, was für Entdeckungen würde er da machen!

Jetzt geht's ab zu den Niagara-Fällen. Von morgens 9 Uhr bis ½1 Uhr nachts unterwegs.

Wenn nur die Kofferpackerei nicht wäre!

Niagara Falls, N.-Y., 27. Mai 1893.

Nachdem ich Pfingsten im leichtesten Gewand (Staubkittel, ohne Rock und Weste) fast geschmort wurde, bewege ich mich hier in geheizten Zimmern. Auf der Straße und namentlich an den Fällen ist es sehr frisch, so daß wir wieder wärmere Kleider anziehen mußten.

Wir sind auch etwa 700 englische Meilen weiter nördlich gefahren, etwa 300 von Washington nach Philadelphia und 400 Meilen von New-York hierher. Das ist eine ganz andere Anstrengung als die gemütliche Oceanfahrt. Allerdings bieten die sehr langen und hohen Wagen alle Bequemlichkeit. Man kann sich durch den ganzen Zug bewegen, namentlich auch in den Speisewagen, wo recht opulent zu Mittag gespeist wird, wo man aber auch zu jeder Zeit eine Flasche Milwaukeebier, eine Flasche Apollinaris, Gingerale &c. zu sich nehmen kann. Statt der Pfeife benutzt man als Signal Glocken, die auf den Lokomotiven angebracht sind und gelegentlich ein ganz wohlthuendes Glockengeläute vernehmen lassen.

Wenn ich die Aufgabe hätte, meinen Lahrer Freunden die Großartigkeit der Niagarafälle nachzuweisen, es würde mir nicht gelingen. Es ist gut. Es ist klar und für mich erleichternd, daß ihr Ruf längst durch alle Lande gedrungen ist. Der erste weiße Mann, der die Fälle sah und beschrieb, war Père Humepier, ein Mitglied der Expedition La Salles, vor 250 Jahren.

Wir haben uns alle Fälle in wiederholten Besuchen auf das gründlichste angesehen und ich bin bereit, meinen Freunden bei meiner Rückkehr mit Hilfe von Plänen und Photographien alles klar zu machen. Wir alle haben auch die Fahrt auf der „Maid of the Mist“, einem kleinen Dampfer, mitgemacht. Wir wurden in wasserdichte Kleidung gehüllt. Ich mußte

warten, bis ich auf der kanadischen Seite eingekleidet wurde, da die vorhandenen Kapuzen nicht über meinen Schädel gingen. Wir fuhren bis fast zum Fuß des Hufeisenfalls und kamen ganz in den Gischt hinein. Die Wassermasse, die sich über die Fälle ergießt, beträgt in der Minute 15 Millionen Kubikfuß (425 000 Kubikmeter), wovon etwa neun Zehntel über den kanadischen Fall gehen (die amerikanische Grenze geht durch die Mitte des letzteren). Unterhalb der Fälle verengt sich der Strom, der oben fast 2000 Meter breit ist, auf 300—380 Meter und stürzt schäumend und tosend zwischen hohen Felswänden hindurch. Zu einzelnen Punkten mußten wir über Gletscher klettern. Der Strom ist auf kanadischer augenscheinlich viel tiefer als auf amerikanischer Seite; er biegt, statt sich beim Sturz über den Felsrand in Schaum aufzulösen, ungebrochen hinunter und senkt sich in einer mächtigen Wassersäule von lebhaft grüner Farbe zur Tiefe. Die Färbung ist nicht gleichmäßig, sondern veränderlich, und lange Streifen von tieferem Ton wechseln mit Bändern in hellerer Farbe ab. „Auch der Hufeisenfall entbehrt keineswegs der Schönheit, ist aber vor allem majestätisch. Der Sturz des Wassers ist nicht wild, sondern ruhig, grandios und überwältigend.“ (Tyndall.) Ein dem Untergang geweihtes altes Kriegsschiff, das 1829 über den Fall hinabgesandt wurde, zog 5,5 Meter Wasser, ohne den Felsrand zu berühren.

Chicago, 28. Mai 1893.

Durch klassisches Gebiet reisten wir, als wir New-York verließen. Wir durchfuhren die Gegend, in welcher die Cooperschen Romane spielen. Das sind die Wälder, in denen der „Pfadfinder", der „Lederstrumpf", der „letzte Mohikaner" u. s. w. hausten. Dort fließt der Susquehannah stundenlang an unserer Seite. Als wir gestern mittag von den Niagarafällen abfuhren, kamen wir bald in das Land, in welchem der Kanadier, der noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte, zu Hause war. Herr Stangen beförderte uns mit der Grand Trunk Line, wir berührten die Städte Paris und London, fuhren unter einem Kanal, dann sogar in einer 1½ englische Meilen langen stählernen Röhre unter einem Flusse her. Wir sahen unterwegs zwar keine Urwälder mehr, aber große grüne Flächen, die früher Urwald waren. Die Baumstumpen stehen noch zu Tausenden, aber die Farmer entfernen sie allmählich, verbrennen sie im freien Feld oder benutzen sie als Einzäunung ihrer Felder, indem sie sie ein, zwei Meter hoch auf der Seite um dieselben herumlegen. Es sieht nicht gerade gut aus, aber doch ebenso gut wie die abgenutzten Eisenbahnschwellen, welche man in vielen Gegenden Norddeutschlands als Einzäunung benutzt.

Herr Thiergarten von Karlsruhe trennte sich in Washington auf einige Tage von seiner Reisegesellschaft Riesel, um in der Gegend unter allen Umständen in

einen Urwald zu gelangen. Herr Stangen wird uns hoffentlich in einen Urwald mit echten Indianern bringen. Der Verkehr unter der Gesellschaft wird immer familiärer. Ich verkehre viel mit den Ehepaaren Hauptmann Müller aus Stendal, Bankdirektor Auffarth aus Bergzabern, der Freund Medizinalrat Schmidt, Gastwirt Mettegang aus Bochum, der Freund Vennemann grüßen läßt. Ferner habe ich mich zum Beschützer einer älteren Witwe, Frau Richter aus Berlin, und einer jüngeren, Frau Oppmann aus Frankfurt a. M., und eines Fräuleins Rödder aus Wiesbaden aufgeschwungen. Ein sehr belebendes Element bilden die Herren Dr. Scheele, Dr. Schlippe, Bartels und etwa acht Herren, die schon auf dem Schiff an einem Tisch saßen und seitdem getreu zusammenhalten, obwohl sie sich früher nie gesehen haben. Bis auf wenige Ausnahmen sind übrigens alle Teilnehmer die liebenswürdigsten Leute und das ist eine Haupteigenschaft einer Stangenschen Expedition, alle diese vortrefflichen Elemente zusammenzuführen.

Wir sind jetzt also in dem gelobten Lande angekommen, aber was ich bis jetzt von Chicago gesehen habe, hat mir nicht besonders imponiert. Heute morgen um 9 Uhr trafen wir ein, nachdem wir auf der Eisenbahn in einem ganz komfortablen Bette geschlafen hatten. Erst lange Fahrt im Landauer, dann noch viel längere Fahrt auf der Hochbahn bis zum Park-Gate-Hotel, ganz nahe der Ausstellung. Unter meinem

Fenster unaufhörliche Yankee-Doodle-Musik, Karussels aller Art, von denen eines eine Höhe von 80 Meter erreicht, Schießbuden, links Buffalo-Bill, rechts die Ausstellung, von der ich die Kuppeln der einzelnen Gebäude ragen sehe. In einer Stunde nachmittags 3 Uhr beginnt die erste Wanderung, an der ich aber nur teilnehmen kann, wenn mein Koffer zum Vorschein kommt, der einstweilen verschwunden ist.

Übrigens habe ich die Uhr unterwegs wieder um 1 Stunde zurückrücken müssen, nachdem wir 15 Grad westlich von New-York angekommen waren. Die Vereinigten Staaten haben vier Zonen von je 15 Grad.

Chicago, 30. Mai 1893.

Der Koffer hat sich wiedergefunden. Er hatte sich in die Nummer meines Zimmers im „International Hotel" in Niagara Falls verirrt, die nicht entfernt worden war. So konnte ich also die erste Wanderung mitmachen.

Die Reklame-Abbildungen der Ausstellung waren so bezaubernd schön gewesen, daß ich überzeugt war, man werde enttäuscht sein. Das Ganze macht aber einen geradezu überwältigenden Eindruck, und die einzelnen Gebäude befriedigen in hohem Maße. Ein Blick durch hohe Säulenhallen auf das Meer ist etwas, das seither keine Ausstellung geboten hat und das so leicht in Zukunft nicht geboten wird. Der Michigan-See ist ja nur ein Binnensee, aber man sieht das gegenüberlie-

gende Ufer nicht. Er ist der größte See der Vereinigten Staaten, 360 Meilen lang und 108 Meilen breit, 275 Meter tief. Er hat die bezaubernde Farbe des Genfer Sees.

Die erste Wanderung war nicht dazu bestimmt, in die einzelnen Gebäude zu gehen, und wir hatten auch etwa drei Stunden damit zu thun, einen allgemeinen Überblick zu bekommen. Zu unserer Belohnung setzten wir uns dann in den Burghof im deutschen Dorf und tranken Niersteiner. Es war eine poetisch angehauchte Sitzung. Meiner Obhut haben sich jetzt sämtliche nicht mit einem Gatten behafteten Damen anvertraut, im ganzen fünf. Als Belohnung wollen sie mich heute in den Congress of Beauty führen.

Bei der ersten Specialwanderung gingen wir gestern zuerst in die Wine-Ausstellung. Die deutschen Weine lagern in großen Kisten, die französische Weinausstellung ist fertig. Dann gingen wir in das Mining-Building, Bergbauausstellung. Es kann mir nicht einfallen, alles oder nur einiges zu beschreiben. Wer von allem etwas wissen will, muß sich zwölf dicke Kataloge kaufen, in denen etwa so viel steht, wie in Brockhaus' Konversationslexikon. Wir sahen vieles, das wir nicht beurteilen konnten, wertvolles Gestein und Mineralien aus Staaten, von denen in Lahr höchstens der Kutscher Kappus Kenntnis hat, der ein geographisches Talent ist, Nevada, Utah, Arizona, Dakota 2c. Wir sahen so viel, daß die größten Goldklumpen keinen Eindruck mehr

auf uns machten. Entzückend waren die Kupferoxydationen, das schönste Blau und das schönste Grün, das ich je gesehen. Die Damen begeisterten sich für massenhafte Edelsteine, zum Teil in Farben, die sogar den Berlinerinnen neu waren.

Dann kam das Transportation-Building an die Reihe. Wie gründlich die Sache genommen wird, sahen wir gleich beim Eintritt. Links Adam und Eva mit ihrem ersten Jungen, etwa einjährig, auf einem Karren primitivster Konstruktion. Rechts ein amerikanischer Eisenbahnwagen neuester Art, mit Kellnern, die hoch in Händen reich beladene Platten schwangen u. s. w. Bei unsern weitern Wanderungen entzückten uns namentlich die Wagen zum Spazierenfahren, weniger die vielen Leichenwagen, so luxuriös man sie auch ausgestattet hatte. Am nettesten waren die Buggies. Freund Kramer hätte sicher einen gekauft, wenigstens einen Aufsatz für nur 87 Dollars. Dann kamen wir zu den Eisenbahnwagen und Lokomotiven. Wir gingen durch einen ganzen Zug. Ich ging sogar in die Küche, was ich bei den in Bewegung befindlichen Zügen wohlweislich unterlassen hatte. Ein Bad fehlte auch nicht. Später Segelschiffe, Kriegsschiffe, Personendampfer, reizende Gondeln u. s. w.

Nachmittags 3stündige Fahrt in den Lincoln-Park, vorgestern abend Besuch bei Buffalo-Bill. Gestern abend hörte ich die Indianer noch heulen, als ich schon im Bette lag.

Chicago, den 1. Juni 1893.

Wenn ich jetzt alles berichten wollte, was ich berichten könnte, die „Lahrer Zeitung" müßte täglich sechs Beilagen liefern. Viele der Leser würden sich das auch wohl schönstens verbitten. Aber einige von meinen Erlebnissen muß ich doch erzählen, z. B. meinen Besuch in einer der großen Metzgereien. Ich hätte mir diesen Besuch gern geschenkt, aber die Lahrer Metzger würden mir dann mit Recht ihre Unzufriedenheit zugewendet haben. Ich hatte in dem Buch über Chicago von Hesse-Wartegg inbetreff der Schlachthäuser gelesen: „Nicht ohne Widerwillen folgte ich dem mich führenden Beamten eine Treppe empor in die Schlachträume, denn der Geruch von Schweiß und stagnierendem Blut, die klebrigen, schmutzigen, dunklen Wände, das entsetzlich widerliche Schreien und Grunzen der armen Tiere, das Rasseln der Ketten, der dumpfe Schall der auffallenden Äxte und Messer ließ mich schon vor dem Betreten der Schlachträume die schreckliche Scene ahnen, der ich beiwohnen sollte u. s. w." Aber, wie gesagt, ich ging doch. Die Lahrer Metzger werden mir hoffentlich, so lange ich in ihrer Mitte lebe, für dieses Opfer, das ich in ihrem Interesse gebracht habe, dankbar sein. Zwei unserer Damen dachten anders über die Sache. Sie wollten die Wanderung durch Blut und Leichen durchaus mitmachen und entschlossen sich erst dann, darauf zu verzichten, als man ihnen erzählte, die blutigen Männer

hätten die üble Eigenschaft, gelegentlich eine der Schönen zu umarmen.

Also in vier oder fünf Omnibussen wurde die Fahrt angetreten. Wir fuhren wohl eine Strecke von zehn Meilen, zum Teil durch lange, mit Bäumen besetzte Straßen voll kleiner Villen. Die meisten derselben sind von Holz erbaut. Unbegreiflich! Vor etwa zwanzig Jahren brannte fast die ganze Stadt ab und doch immer noch Holzbau! Aber die Steine sind sehr teuer. Wenn wir den Altvater nach Chicago verlegen könnten, wir brauchten weder Staats-, noch städtische Steuern zu bezahlen und könnte auf städtische Rechnung jeder täglich mittags einen Schoppen Markgräfler und abends drei Schoppen Bier trinken.

Endlich kündigte sich unser Ziel durch einen süßlichen Schweinegeruch an. Wir fuhren bergauf auf eine hölzerne Straße oberhalb des Viehmarktes. Wir sahen unter uns Tausende von Ställen, für die Pferde, Schafe, Schweine gedeckt, für das Rindvieh offen. Ich erlaubte mir die Bemerkung, daß das wohl mindestens fünftausend Stück Rindvieh seien. Aber Herr Leipziger that den Ausspruch, es seien über dreißigtausend und es widersprach ihm niemand, er wird wohl recht gehabt haben. Berittene Cowboys, prächtige Kerle, breite mexikanische Sombreros in die sonnverbrannten Gesichter gedrückt, tummelten sich mitten unter ihnen umher oder trieben Hunderte von brüllenden Rindern durch die Aevenen (avenues) den

Schlachthäusern zu. Die gedeckten Stallungen haben allein 6½ Millionen Mark gekostet, man bedurfte dazu Bretter in der Gesamtlänge von 15 Millionen Fuß. Nicht weniger als 200 Beamte sind mit der Verwaltung des Vieh-Hotels beschäftigt, das 345 Morgen Landes bedeckt. Der Name „Vieh-Hotel" ist so unpassend nicht, als man annehmen mag, denn der ganze Verkehr hier spielt sich in ähnlicher Weise ab wie in den gewaltigen Hotels der Stadt. Irgend ein Schweine- oder Rindviehzüchter in Missouri oder Jowa zeigt beispielsweise seinem Agenten in Chicago die Absendung von 3000 Schweinen an, mit dem Auftrag, dieselben bestmöglich zu verkaufen. Der Agent bestellt für die 3000 Gäste Quartier und zur bestimmten Stunde treffen dieselben in den Stock Yards ein, denn sämtliche in Chicago mündenden Eisenbahnlinien sind mit diesen durch direkte Schienenwege verbunden. Hier werden die Tiere aus den Waggons und durch die breiten Avenuen des Viehparks nach einem eigenen Stall getrieben, für den der Agent eine bestimmte Summe für den Tag bezahlt. In diesen Preis sind auch Kost und Abwartung mit inbegriffen, ganz wie es auch in den Fremden-Hotels Chicagos gebräuchlich ist. 2300 Thore führen zu den einzelnen Stallungen; die Länge der durch artesische Brunnen gespeisten Wassertröge beläuft sich auf drei englische Meilen (à 1,6 Kilometer), mit jenen der Futtertröge zusammen auf zehn englische Meilen.

Wir waren bei der größten Firma, Phil. Armour u. Cie., angemeldet. Nachdem aber schon mehrere dichtbesetzte Omnibusse angekommen waren, wurden wir nicht mehr angenommen und wir fuhren auf gut Glück zu einer kleineren Firma, Swift u. Cie., die im Jahre 1892 laut offizieller Mitteilung getötet hat:

1189498 Stück Rindvieh, 1134692 Schweine und 1013527 Schafe. Der Umsatz der Firma betrug 90 Millionen Dollars, beinahe 400 Millionen Mark. Als Beleg werde ich die Drucksachen, die uns eingehändigt wurden, meinem Freunde Blumenwirt Schnitzler einsenden, bei dem die übrigen Metzger Kenntnis davon nehmen können. Es ist auch eine Abbildung der Schlachthäuser der Firma Swift dabei.

Die Lahrer Schlachthäuser können mit denen dieser einen kleinern Firma nicht konkurrieren.

Ein freundlicher junger Mann wurde uns als Führer mitgegeben. Wir wurden in einem Elevator (Aufzug) in die Höhe befördert, denn die Sache geht zum Teil in den oberen Stockwerken vor sich. — Sogar die Ställe sind hoch gelegen. Wir kamen zunächst zu der Stierumbringerei. Ehe wir uns recht orientiert hatten, waren in unserer Gegenwart schon sechs Stiere getötet und weiterspediert. Es wurden weitere zehn Stiere in zehn hölzerne Abteilungen mit einer spitzen Stange hineingekitzelt. Ein starker Mann kam dann langsam heran. In seiner Hand hatte er einen schweren Hammer mit langem Stiel. Er wartete nur wenige Augen=

blicke, bis der betreffende Stierkopf eine für seinen Schlag günstige Stellung einnahm. Dann sauste der Hammer, mit beiden Händen geschwungen, mit unglaublicher Sicherheit nieder. Das Tier stürzte zusammen. Der Boden unter seinen Füßen nahm eine schräge Richtung ein, eine Klappe öffnete sich zur Seite und eine plumpe schwere Fleischmasse rutschte in einen Nachbarraum. Sofort wurde eine starke Kette um ein Hinterbein geschlungen und einen Moment darauf schwebte das schwere Tier in der Luft, zu weiterer Verarbeitung bereit. In der Schafmetzgerei war es viel ungemütlicher. Das Blut spritzte um uns herum und wir wateten im Blut. Wir wurden durch einen eiskalten Raum geführt, was bei der warmen Temperatur, in der sich unsere Körper befanden, gerade nicht angenehm war. Hier hingen einige tausend Lämmerhälften. Trotzdem herrschte keinerlei übler Geruch.

Mit der Schweinemetzgerei war man bei Swifts schon fertig, ich schreibe daher her, was Hesse-Wartegg, der Armours besuchte, berichtet: „Hier kauerten sie noch, die unschuldigen Opfer unseres Gaumens, etwa 20 an der Zahl, aber das Schwert des Damokles schwebte über ihnen. Von einem schweren Seile hingen Ketten, mit Haken und Ringen versehen, herab. Ehe die Schweine es nur gewahr wurden, hatte ein vierschrötiger Hüne eine schwere Kette um das Hinterbein des ersten Tieres geschlungen, die Kette wurde angezogen und unter wahrhaft entsetzlichem Geschrei baumelte es nun an

dem Seile, den Kopf nach unten. Schon einige Sekunden später hatte es einen Leidensgefährten bekommen und ehe eine Minute vergangen war, baumelten sie alle an ihren Hinterbeinen. Sofort wurde eine Thür geöffnet und eine zweite Abteilung Schlachtopfer eingelassen, während die aufgehängten Tiere dem horizontalen Seile entlang zu dem eigentlichen Schlächter rollten. Dieser stand einige Stufen tiefer, so daß die Hälse der aufgehängten Tiere sich etwa in der Nähe seiner Brust befanden. Er war über und über mit Blut bedeckt, seine Schürze war damit vollständig getränkt, und von Armen und Beinen tröpfelte es zu Boden, so daß er in einem förmlichen Blutbade stand u. s. w." In Armours Schlachthäusern werden während der Wintermonate täglich 12—15000 Schweine geschlachtet, gesalzen und verpackt. Im ganzen giebt es gegen 50 Schlächtereien in Chicago.

Ich atmete erleichtert auf, als wir die Schlachthäuser verließen, und das thue ich jetzt auch, nachdem ich diese Beschreibung zu Papier gebracht habe.

Chicago, 2. Juni 1893.

Ich will es wagen,
In den Streit zu tragen
Meiner Gedanken Werke und der Hände.
Im Kampf mich zu wehren
Und zu bekehren
An andrer Kraft,
Daß ich hinfüro Beßres schafft!

Es mag unrecht scheinen, daß ich von andern Dingen berichtet habe, bevor ich von der Ausstellung eingehend berichtete. Die Ausstellung ist aber etwas so Großartiges, daß man sie wenigstens einige Tage studiert haben muß, bevor man davon reden kann. Ich erhebe feierliche Einsprache denen gegenüber, welche wegwerfend über die Ausstellung urteilen, und ich habe viele solcher getroffen. Sie kamen von Chicago zurück und hatten in wenigen Tagen müde und hungrig und durstig die Ausstellung durchirrt, oder sie hatten absprechende Urteile in Zeitungen gelesen. Solche Beurteiler sind nicht maßgebend. Mein günstiges Urteil, das ich über die Gesamtheit der Gebäude ausgesprochen, dehne ich auf jedes einzelne derselben aus. Einen Anblick, wie man ihn von der Kolumbus-Fontaine aus auf das große Bassin und die Gebäude Administration, Mining, Electricity, Manufaktures, Music-Hall, Portikus, Kasino, Agriculture, Machinery genießt, besonders bei elektrischer Beleuchtung, ist wenigen Sterblichen zuteil geworden.

Die Säulenhalle, welche die Musikhalle mit dem Kasino verbindet, ist 500 Fuß lang, mit 96 Säulen und einem großen Bogen oberhalb des Wasserzutritts vom See zum großen Bassin. Sie heißt „Der Kolumbus-Porticus" und wird gekrönt von der Kolumbus-Quadriga, 150 Fuß oberhalb des Sees. Die Säulenhalle „the Peristyle" mit dem Michigansee im Hintergrunde, zieht mich immer wieder mit magnetischer Kraft zu sich hin.

Um alle diese großartigen Gebäude herzustellen, diente außer dem Gerüst vor allem die Bedeckung mit „Staff". Staff besteht aus Gips, Alaun, Glycerin und Dextrin. Es wurden 30 000 Tonnen oder 2000 Waggonladungen davon verwendet.

Es sind massenhaft Abbildungen der Einzelgebäude verbreitet, und auch nach Lahr sind sie gedrungen. Wer glaubt, daß dabei geschmeichelt sei, irrt sich. Es ist in Wirklichkeit alles viel schöner, als auf dem Papier.

Auch inbetreff der Stadt Chicago nehme ich meine erste ungünstige Äußerung zurück. Die Fahrt vom Bahnhof zum Park-Gate-Hotel führte durch unschöne Teile der Stadt, daher mein erstes ungünstiges Urteil. Seitdem haben wir auf Rundfahrten und Wanderungen ganz Chicago gesehen und alle haben den besten Eindruck hinterlassen. Große Parks, Avenuen mit Baumalleen und Villen in mannigfachster Bauart, stets abweichend von unserem deutschen Baustil, finden sich in Menge. Widerwärtig sind nur die Skyskrapers (Himmelstürmer), Häuser mit 12 bis 20 Stockwerken. Sie werden ganz von Stahl und Eisen hergestellt, die Wände werden mit einem beliebigen Material hergestellt. Sie dienen durchaus nicht zum Tragen des Gebäudes. Der größte Skyskraper ist der Massonic-Temple, der Freimaurertempel; er hat 22 Stockwerke und Hunderte von Geschäftsräumen aller Art. Hat aber nicht Christus die Händler zum Tempel hinausgestäupt?

Weil hier noch so außerordentlich viel Großartiges

zu sehen ist, habe ich Herrn Stangen angekündigt, daß ich die Reise nach Denver nicht mitmachen werde. Eisenschmelzereien haben für mich so wenig Reiz, wie die großen Schlächtereien Reiz für mich gehabt haben. Die Rocky-Mountains werden von den Alpen noch übertroffen. Daß Denver, 1858 gegründet, jetzt mehrere hunderttausend Einwohner hat, glaube ich den Versicherungen von Bädeker und andern Schriftstellern.

Wer's nicht glaubt, geh hin und seh!

Und ich will es nur gestehen, die Aussicht, noch einigemal mit 30 Herren und Damen in einem Eisenbahnwagen im Bett zu schlafen, schreckt mich auch zurück. Ich mußte mich sitzend hinter dem Bettvorhang ausziehen. Es dauerte wenigstens eine halbe Stunde. Die Damen erzählten, daß sie sich liegend ausgezogen haben.

Ich werde in St. Louis mit der übrigen Reisegesellschaft wieder zusammentreffen. Meine fünf Damen muß ich bis dahin ihrem Schicksal überlassen.

Erst hier habe ich den Tod meines lieben Freundes Matthias Schopfer erfahren. Da man in der Ferne weichmütig gesinnt ist, preßte mir die Nachricht eine Thräne aus. Er hat sie verdient. Es gab keinen biederern Mann als ihn.

Chicago, 3. Juni 1893.

Nährhaft und wehrhaft,
Voll Korn und Wein,
Voll Kraft und Eisen,

Klangreich und gedankenreich —
Ich will dich preisen,
Vaterland mein.

„O, Deutschland steht groß da," rief mir mein Freund Lang aus Innsbruck zu, der vor mir die deutsche Abteilung in der Manufactory-Hall besucht hatte. „Mein armes Österreich, wie klein bist du daneben! Nichts wie Glas, böhmisches Glas!" Er hatte recht, Deutschland steht groß da mit 250 000 Quadratfuß, England und Frankreich ebenbürtig, die auch einen Flächenraum von 250 000 Fuß einnehmen, während Österreich nur 150 000 Quadratfuß einnimmt, Belgien 120 000, Dänemark 20 000, Britische Kolonien 100 000, Canada 70 000, Japan 60 000, Mexiko 61 000, Griechenland 10 000, Rußland 100 000, Schweden 40 000, Norwegen 50 000, Italien 45 000, Spanien 30 000.

Wie anders war es, als ich im Jahre 1862 die Londoner Ausstellung besuchte! Da gab es kein Deutschland. Damals wurden die Deutschen Staaten von der englischen Ausstellungskommission mit einem Worte bezeichnet, das wohl heute in Lahr niemand mehr kennt. „Solverian States" war groß hingemalt und „Solverian States" stand auch in den Katalogen und den sonstigen Drucksachen. Auf deutsch heißt es „Zollverein". Der Zollverein war immerhin ein großer Schritt zur Einheit und seine Begründer haben sich größere Verdienste um die Einheit Deutschlands erworben als die

vielen Redepatrioten. Der Patriotismus wird immer noch viel zu sehr als Sport behandelt, und wer eine Rede geschwungen hat, fühlt sich groß. Und wie viele giebt es, die leichten Herzens über Bismarck schelten, den großen Begründer Deutschlands. Auch seinem Namen werden dereinst die großen Huldigungen dargebracht werden, wie in Amerika jetzt seinem Entdecker. Auch Kolumbus war es vom Schicksal beschieden, sein Leben in der Verbannung zu beschließen. Das Kloster La Rabbia, in welchem er bei den Franziskanern Schutz suchte und welches in getreuer Nachahmung in der Ausstellung aufgebaut ist, ist eines der interessantesten Gebäude derselben.

Der herrliche deutsche Pavillon ist das Werk Gabriel Sidels aus München. Er wurde in München fertig hergestellt, dann verpackt und in Kisten hierher geschafft. Ein reizendes Gebäude ist noch das Nürnberger Haus, gebaut vom Architekten Racke. Darin schaltet und waltet die deutsche Kommission. Aber außerdem haben die verschiedenen deutschen Kommissare noch mannigfache Geschäftsräume. Wie anders war das 1862 in London. Die deutschen Kommissare hatten ein Arbeitszimmer von der Größe desjenigen des Herrn Ratschreibers Rost. Außerdem giebt es noch das allerliebste deutsche Dorf, in welchem täglich mehreremale Militärkonzerte stattfinden. Vorgestern abend schloß ich mich an, als nach Schluß der feierlichen Eröffnung der deutschen Abteilung die Teilnehmer, Musik voran, zum deutschen Dorfe

zogen. Etwa 36 Musiker in Kürassier-Parade-Uniform, Adler oben auf dem Helm, lauter stattliche Burschen. Es war eine Freude, sie im fernen Westen Amerikas daher marschieren zu sehen. Die Sitzung wurde unterbrochen, als im Elektricitäts-Gebäude Feuer entstand, und die Reden konnten nur teilweise gehalten werden. Trotzdem standen sie alle in der Zeitung.

Seit ich auf amerikanischem Boden bin, habe ich oft den Gedanken gehabt, wie anders ständen die Deutschen hier da, wenn sie vor den Engländern nach Amerika gekommen wären! Aber damals war Deutschland schwach. Mögen die Deutschen sich ihr Vaterland stark erhalten, damit es in entscheidenden Stunden zu großen Entschlüssen bereit ist.

Chicago, den 4. Juni 1893.

Seit gestern mittag bin ich nun wieder mein eigener Herr. Ein Teil der Stangenschen Gesellschaft, etwa 50 Personen, fuhr nach Westen, ein anderer Teil, etwa 10, nach Osten, nach New-York und zurück. Ich habe mich seitdem nun doch schon einigemale recht vereinsamt gefühlt, weil ich die vielen lieben Gesichter nicht mehr sehe, bin aber allein auch fertig geworden. Nachdem meine Freunde um 11 und 12 Uhr mittags abgefahren waren, begab ich mich zum Mittagessen in die Ausstellung. Ich bin zum Hotel in ein anderes Verhältnis getreten, nach dem European Plan, d. h. ich habe nur Wohnung im Hotel. Das seitherige

Verhältnis mit Wohnung und Kost heißt American Plan. Das Park-Gate-Hotel hat beides, andere Hotels nur das eine oder andere. In der Ausstellung bestellte ich mir in dem Restaurant von Triacca aus Kreuznach Kartoffelsuppe für 25 Cents und Rindfleisch mit Gurkensalat für 50 Cents. Das war nach den vielerlei Leckerbissen ein wahrer Hochgenuß. Nachmittags ging ich nach Midway Plaisance. Da sind die Vergnüglichkeiten aller Art, ein Anhängsel der Ausstellung. Zunächst ging ich zu Hagenbeck, dem großen Löwenbändiger. Seine sechs Löwen sind allerliebste Katzen. Ich werde eine Abbildung der Vorstellungen mitbringen. Dann nahm ich in einem Damascener-Pavillon Damaskus-Eis, trank Kaffee in einem türkischen Kaffee-Konzert bei Musik und Tanz, trank dann noch Thee in dem chinesischen Dorf bei chinesischer Musik, chinesischem Tanz und chinesischem Theater. Die Tasse Thee kostete 25 Cents, man bekommt aber auch Thee zu 5, 10, 15, 20 Cents. Ich wollte einmal vom allerbesten Thee getrunken haben. Er war wirklich unübertrefflich. Dann ging ich noch in das Dorf der Bewohner von Dahomey, wenigstens 50, Männer, Weiber und Kinder. Auch hier Tanz, Musik, Gesang. Gar nicht so übel gegenüber dem algierischen, ägyptischen, türkischen, chinesischen Charivari. Schlanke, geschmeidige Kerle, die dem General Dodds und den Franzosen schon zu schaffen machen konnten.

Gegen Abend ging ich zum Nachtessen nach „Alt-

Wien", einer getreuen Nachbildung des „Grabens", wie er vor 200 Jahren war. Der „Graben" ist jetzt die schönste und lebhafteste Straße in Wien, gemütlicher war es dort jedenfalls vor 200 Jahren. In der Nachbildung mit wenigstens 30 Häusern und Läden, Restaurationen &c. war es auch recht gemütlich. Die Wienerinnen erzählten mir, anderentags komme der „Ziehrer". „Kennen S' den Ziehrer nöt?" Sie waren höchst überrascht über meine Unwissenheit. Der „Ziehrer" ist der Kapellmeister der 60 Mann Musik des Regiments Deutschmeister. Sie spielten auch einige Stücke ganz vortrefflich, wenn auch ohne Uniform. Prinz Napoleon stiftete einige Faß Bier, wofür sie ihn wiederholt hoch leben ließen. Einige Schritte von mir entfernt speiste nämlich Prinz Napoleon, die Gattin des Präsidenten Cleveland und noch einige Damen und Herren. Ich ließ durch eine der Kellnerinnen Erkundigung einziehen, welcher von den drei vorhandenen Prinzen Napoleon dieser nun sei. Sie kam wieder mit der Nachricht: „Prinz Napoleon Bonaparte von Frankreich!" Da war ich so klug wie vorher. Er ist ungefähr 40 Jahre alt und mit einer kleinen Glatze versehen. Viel mehr imponierte mir die Präsidentin Cleveland, eine jugendliche hoheitvolle Erscheinung. So wurde ich dafür entschädigt, daß ich es in Washington versäumt hatte, mich dem Präsidenten zu nahen. Die gemütlichen Wienerinnen waren übrigens viel mehr auf Seite der Franzosen als der Deutschen,

namentlich der Preußen, und als ich sie belehren wollte, sagte eine davon: „Mit Worten läßt sich trefflich streiten!“ Sie citierte überhaupt stets den Faust, den sie in fünf Exemplaren besitzt, verehrt auch Heine und Hamerling und hat Zola gelesen.

Ich habe noch Rechenschaft abzulegen über den Besuch, den ich mit meinen fünf Damen und einem der Ehepaare in dem Congress of Beauty machte. In einem schön geschmückten Saale, etwa viermal so groß wie der Kasinosaal, saßen etwa 40 Damen (es sollten 40 sein, wie es scheint, sind einige abhanden gekommen) in mehr oder weniger anmutiger Haltung. Einige schäkerten mit den Herren, andere waren sehr würdig. Daß sie fast alle sehr schön waren, darüber waren die Damen einig, sie zweifelten aber an ihrer Tugend. Gegenüber dem Eingang war ein elegant ausgestatteter Harem, reizende Türkinnen in malerischer Stellung, oder vielmehr Lage. Eine unserer Damen war auf einer Stangen-Fahrt nach Konstantinopel gekommen und hatte dort Zutritt in einen echten Harem gefunden. Sie gestand aber ein, die Konstantinopler Haremsdamen seien bei weitem nicht so hübsch gewesen, wie die Chicagoer, die übrigens echte Türkinnen waren. Die übrigen Damen stammten aus aller Welt. Die Pariserin wurde als die schönste erklärt, dann kamen die Amerikanerin, Tirolerin, Russin, Spanierin, Engländerin 2c. Die Elsässerin war die häßlichste.

Chicago, den 5. Juni 1893.

Gestern hatte ich einen sehr angenehmen Tag. Ich hatte es Freund Besenbeckh versprochen, einer Lausanner Pensionsfreundin seiner liebenswürdigen Tochter einen Besuch zu machen, und Fräulein Emilie Besenbeckh hatte mir mit zierlicher Handschrift den Namen Adelaide Petersen, 601 Dearborn-Avenue, aufgeschrieben. Ich fuhr also mit der Illinois-Staatsbahn bis zum Auditorium, von da für 1½ Dollars an das Nordende Chicagos, ganz nahe dem Lincoln-Park, wo ich vor einer reizenden Villa in der baumbepflanzten Dearborn-Avenue abgesetzt wurde. Ich traf die 17jährige Adelaide, ein allerliebstes Fräulein, gleich beim Eintritt ins Haus in einem feinst möblierten Hausgang. Darauf Vorstellung, jubelnde Überraschung. Schwester Elschen kennt Emmele dem Namen nach auch und hat ihr schon einen Brief geschrieben. Auch Papa Petersen erscheint und wir trinken eine Flasche trefflichen kalifornischen Burgunder miteinander. Der Vater des Herrn Petersen, ein schleswigscher Pfarrer, wurde 1848 von den Dänen ausgewiesen und ging mit seiner Familie nach Amerika. Der Sohn hat im fernen Westen viel gejagt und hat jetzt ein Getreidegeschäft in der Nähe der Börse.

Ich wurde zu Tische eingeladen, und da ich doch gern auch einmal wieder in Familie speisen wollte, nahm ich die Einladung der liebenswürdigen Leute an. Die Mutter, eine stattliche Dame, aus Ülzen in Han-

nover gebürtig, erscheint auch, obwohl sie eigentlich unwohl ist. Sie ist seit 25 Jahren in Chicago verheiratet und hatte bis vor einigen Monaten keinen Gast aus Deutschland. Ich bin der zweite Deutsche, der in ihrem Hause Gastfreundschaft genießt. Nach der angenehmst angeregten Sitzung bei Tische mußte ich das gastfreundliche Haus leider bald verlassen, da ich noch mehrere Besuche zu machen hatte. Herr Petersen begleitete mich bis zum Hause des Herrn Harry Rubens, an den ich durch Freund Hemberle, den Erbauer der Lahr-Dinglinger Eisenbahn, empfohlen war. Wiederum freundschaftlichster Empfang des angenehmen Ehepaares, er und sie aus Wien gebürtig. Ich bitte um ein Glas Wasser. Es erscheint eine Flasche Apollinaris und eine Flasche Pommery sec, eine vortreffliche Mischung. Dabei unterhalten wir uns über alles mögliche, namentlich auch über unsern gemeinschaftlichen Freund. Hemberle hatte mir schon vor längerer Zeit erzählt, wie er dazu gekommen sei, in Amerika Brücken zu bauen. Bald nachdem er sein Lahrer Werk vollendet hatte, ging er nach Amerika. In Cincinnati sah er in einer Buchhandlung den Lahrer Hinkenden Boten ausliegen. Er ging hinein und kaufte ihn. Gleichzeitig war ein anderer Herr hereingekommen, der nach Werken über Brückenbau fragte. Da der Buchhändler nur wenig Bescheid wußte, so gab Hemberle die gewünschte Auskunft. Der Herr hatte eine Brücke zu bauen und brauchte Hilfe, die er in Herrn Hemberle fand. Die

Brücke fiel vortrefflich aus und Hemberle hat dann noch viele hundert Brücken gebaut, alle haben sich, wie mir Herr Rubens erzählte, bewährt. Herr Rubens bezeichnete Hemberle als den genialsten Brückenbauer Amerikas, der stets, je nach den Verhältnissen, wieder neue Systeme erfand, die sich samt und sonders bewährt haben. Er war empört über Brockhaus' Konversationslexikon, das elf amerikanische Brücken abgebildet habe, von denen neun von Hemberle stammen. Aber der Name Hemberle sei nicht erwähnt. Er holte die vorige Auflage und den eben erschienenen Band der neuesten Auflage. Auch hierin dieselbe unbegreifliche Taktlosigkeit, den Namen Hemberle nicht zu nennen. Herr Rubens ist Vorsitzender des Germaniaklubs. Er lud mich zum Besuche desselben ein. Ob ich hinkommen werde, weiß ich nicht.

Frau Gerichtsvollzieher Ott Witwe in Lahr hatte mich gebeten, ihren Bruder in Chicago, Sigelstraße 89, zu besuchen. Herr Rubens zeigte mir den Weg, ich fand auch die Sigelstraße und die Nummer 89, aber von Herrn Liermann wollte niemand etwas wissen. Ein Nachbar gab endlich die Auskunft, Herr Liermann habe dort gewohnt, aber vor zwei Jahren sei er „fortgemoved" (verzogen). Ich werde im Adreßbuch nachsehen, ob er zu finden ist.

Abends Konzert der uniformierten Deutschmeister-Musik mit dem „Ziehrer". Ich freute mich über den Patriotismus der Österreicher. Wenn Sachen kamen

wie „Blaue Donau“, „Gott erhalte Franz den Kaiser!“, „Radetzkymarsch“ rc. jubelten sie laut auf. Gespielt wurde vortrefflich.

Chicago, 6. Juni 1893.

So gemütlich ich den Sonntag verlebt hatte, so stürmisch gestaltete sich der Montag. Zwar war der Anfang ganz harmlos, Art-Palace, Gondelfahren auf den Lagunen in elektrischem Boot, Mittagessen bei Triacca, Spargelsuppe, Frankfurter Wurst und Sauerkraut, Kaffee bei den Schweden. Aber nachher Eröffnung der Kruppschen Ausstellung, wozu mir Herr Petersen seine Einladungskarte geschenkt hatte. Herr Petersen spielte abends mit dem Reichskommissar Wermuth Skat im deutschen Klub, daher diese Berücksichtigung. Herr Wermuth hielt eine englische Ansprache: „Geehrte Damen und Herren! Indem ich diese Ausstellung dem Publikum übergebe, bin ich stolz auf das, was ich hier ausgestellt sehe. Die Firma Krupp hat diese Ausstellung nicht eines direkten Vorteils halber unternommen, sondern aus Interesse für das deutsche Vaterland, aus Liebe zur Nation, aus Rücksicht auf das Bestreben, eine vollendete Gesamtausstellung für die Deutschen zu erreichen. Bei den bisherigen Eröffnungen war es Sitte, daß der Kommissar sich lächelnd verbeugte und eine Rede hielt. Dieses Mal wird ein schweigendes Sichverbeugen seitens der Schaustücke erfolgen.“

In diesem Augenblicke gab der Vormann das Kommando: „Achtung — senken!" Die Geschützrohre senkten sich. „Achtung — schwenken — rechts!" „Achtung — schwenken — links!" Alles wurde pünktlich ausgeführt, mit Handarbeit und hydraulischer Kraft. Die Bewegungen waren langsam. Es sah aus, als wenn ein halb Dutzend Elephanten auf Kommando ihre Rüssel bewegten. Die größte Kanone, eine Kanone, wie sie bisher noch nirgends hergestellt wurde, hat eine Länge von 48 Fuß und ist 122 Tons schwer. Das Kaliber ist 19½ Zoll, und zum Abfeuern eines 2300 Pfund schweren Geschosses sind 700 Pfund Pulver erforderlich. Dafür schleudert die Riesenkanone aber diesen Knallbonbon auch 14 englische Meilen weit! Das Geschoß kostet 1250 Dollars.

Nach Schluß der Feierlichkeit beschlossen einige Herren, der Vertreter Krupps, der Sohn des Direktors der Augsburger Maschinenfabrik, Herr Butz, mehrere Offiziere 2c., abends eine Wanderung durch das dunkle Chicago zu machen, und luden mich ein, an der Wanderung teilzunehmen, was ich gern annahm. Es wurden zwei Detektives beauftragt, uns zu führen, und um 10 Uhr abends setzten wir zwölf Teilnehmer uns mit den zwei Führern von der Restauration des Schillertheaters (auch ein Skyskraper) aus in Bewegung. Es war gerade ein Raub vorgekommen. Die Räuber waren aber schon umstellt, und unsere Führer luden uns ein, an der Verhaftung teilzunehmen. Es ging im

Laufschritt durch die Straßen. Am Eingang zum Auditorium fingen wir den einen, bald darauf am Lake Shore den andern. Gleich darauf hatten wir wieder zwei Missethäter und dann sogar zwei weibliche Wesen, die wir aber wieder springen ließen. Mehreren der Gefangenen wurden Revolver abgenommen. Policemen führten je zwei Gefangene, sie mit starker Hand am Arm haltend. In raschem Schritt ging es dann durch feuchtes Gras zu dem Platz, wo der Gefangenenwagen hielt. Es kamen noch mehrere Expeditionen an, so daß der Wagen, der auf 10 Mann berechnet war, 14 oder 15 aufnehmen mußte.

Man führte uns nun zu dem Spritzenhaus. Es wurde eine Alarmierung vorgenommen. Zwei Klappen öffneten sich. Sofort stürzten zwei Pferde hervor und stellten sich vor den Spritzenwagen. Die Feuerwehrleute wurden im oberen Stock umgekippt und rutschten an 10 cm starken Messingsäulen herunter. In 15 Sekunden war alles fertig. Man zeigte uns noch den telegraphischen Benachrichtigungsdienst und führte uns dann in die unterirdischen Räume für die während der Nacht Gefangenen. Die von uns Erwischten waren schon angekommen und wie alle andern in die mit schweren Eisenstangen versehenen Gelasse sortiert. Hier ein großer Raum für kleine Verbrecher, dort der Raum für Mörder, der auch schon mit 5 oder 6 Mann besetzt war. Es kommen in jeder Nacht 10—12 Mordanfälle vor. Dann ein Raum für die edle Weiblich-

keit, unter der Aufsicht zweier würdiger korpulenter Damen. Das Weibsgesindel machte allein Spektakel, sang, riß Zoten ꝛc. Dann war noch ein großer Raum da für die Zeugen, auch hinter großen Eisenstangen, aber mit einem Bett versehen. Es war ungefähr 12 Uhr geworden, und während wir da waren, wurden fortwährend neue Missethäter gebracht, z. B. ein Kerl, der mit andern einen Juwelierladen erbrochen hatte. Er lehnte vor dem Pulte, an welchem sein Fall protokolliert wurde. Ein Policeman hatte ihn liebevoll umarmt und tätschelte ihn dann und wann, denn es handelte sich darum, seine Genossen herauszubringen. Es wurde erzählt, man werde ihn freilassen, wenn er sie nenne. Er kam aber auch hinter die Eisenstangen. Seine Aussagen scheinen nicht genügt zu haben.

Man führte uns dann in ein chinesisches Theehaus für Chinesen und in einen Opiumkeller. Zwei scheußliche Kerle lagen schon da mit stieren Gesichtern. Opium darf nur Chinesen gereicht werden, aber weiße Männer und Frauen ergeben sich auch dem Laster. Einer der Detektives sagte, er nehme wöchentlich einmal Opium, er sei 4 Jahre in China gewesen und habe sich daran gewöhnt. Dann kam eine Spielhölle. Ein bebrillter Neger war an einem der Tische Bankhalter u. s. w. u. s. w.

Nachts 2 Uhr Heimfahrt auf der Hochbahn in mein 20 Kilometer entferntes Hotel.

Chicago, den 7. Juni 1893.

Gestern hatte ich die Ehre, den feierlichen Einzug der Prinzessin Eulalia von Spanien zu erleben. Das kam so. Ich hatte mir von Optiker Rothschild in Baden=Baden eine Reservebrille gekauft. Als ich sie in New=York einige Minuten getragen hatte, fiel ein Glas heraus, die Einfassung war entzwei und ich mußte 1/2 Dollar für Reparatur bezahlen. Gestern zerbrach meine Frankfurter Brille, nachdem ich sie fünf Jahre getragen hatte. Ich verließ die Ausstellung und holte meine Reservebrille, aber kaum hatte ich sie auf die Nase gesetzt, so fiel wieder ein Glas heraus. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nach Chicago zu fahren, um eine neue Brille zu kaufen. Ich wählte den schönen Wasserweg auf dem Michigansee. Das Dampfboot brachte mich in 45 Minuten an Ort und Stelle.

Als ich in der Nähe des Auditoriums landete, war großes Straßenleben, eine große Abteilung Reiterei mit vielen Offizieren, dann eine Menge Wagen, der vorderste vierspännig mit der Prinzessin Eulalia, ihrem Gemahl, Prinz Antoine und Mayor Harrison, dem Oberbürgermeister von Chicago. Sie wurde bis in das Palmer=House begleitet, nicht das erste Hotel von Chicago, dem Auditorium und Hotel Richelieu nach=stehend. In New=York wurde sie ebenfalls mit viel Pomp behandelt, wahrscheinlich wegen des Verhältnisses Spaniens zu Kolumbus. In Berlin würden wahr=

scheinlich nicht so viel Umstände mit ihr gemacht werden. Ihr Verwandtschaftsverhältnis zur Königin von Spanien ist mir nicht bekannt und ich habe den Gothaer Kalender nicht zur Hand, um Aufschluß finden zu können.

Die Zeitungen berichten, daß sie in ihrem Hotel in New-York, dem „Hotel Savoy“, 500 Dollars Trinkgeld gab, daß sie in einem Pullmann-Schlafwagen fuhr, und zwar in dem Privatwagen des Herrn Pullmann, er übertrifft alles, was in Amerika im Eisenbahnwesen an Pracht und Luxus noch geleistet worden ist. Die Zeitungen berichten ferner mit größter Gewissenhaftigkeit, daß der Kondukteur des Zuges, Charles Johnson und der Maschinist A. Vandegrift war, daß die Prinzessin bei Harrisburg den Wunsch nach einer spanischen Cigarette äußerte, daß man ihr aber sagte, erst am nächsten Halteplatze damit aufwarten zu können. Und siehe da, in Harrisburg wurden ihr spanische Cigaretten angeboten, von denen sie mehrere mit großem Wohlbehagen rauchte. Dann wird noch berichtet, daß sich in ihrem Gefolge der dunkelhäutige Knabe Almaro Sargasso befindet, der sich an Bord des spanischen Kriegsschiffes „Infanta Isabel“ versteckt hatte, als es mit der Infantin an Bord vor Havanna ankerte. Er wurde von der Infantin als Diener angenommen. In New-York erhielt er eine blaue Uniform mit blanken Knöpfen und eine Mütze mit dem Wappen der Prinzessin. Als er

gefragt wurde, wie lange er bei der Infantin bleiben würde, antwortete er, sich behaglich auf dem Polstersitz des Pullmannwagens streckend: „Bis ich sterbe!"

Als der Zug in das Gebirge kam, drückte die Infantin den Wunsch aus, ein Stück Weges auf der Lokomotive zu fahren. Der Lokomotivführer wurde sofort in Kenntnis gesetzt und in Mount Union begab sich die Prinzessin mit ihrem Gemahl und dem Commander Davis auf die Lokomotive und nun ging die Fahrt durch einen der schönsten Teile der Alleghany-gebirge mit einer Schnelligkeit von einer Meile in der Minute.

Hoboken, N.-J., 11. Juni 1893.

Nachdem ich vorgestern mittag von Chicago abgefahren, bin ich endlich gestern abend hier angekommen. Ich wollte schon einen Tag früher reisen, wurde aber durch eine neu ankommende Stangensche Reisegesellschaft zurückgehalten. Die acht Herren und zwei Damen hörten mit so viel Aufmerksamkeit und Dankbarkeit die erbetenen Mitteilungen über Ausstellung 2c. an, daß ich mich entschloß, ihnen noch weiter hilfreich zu sein. Ich begleitete sie abends zu Buffalo-Bill und andern Abends zu einem großartigen Feuerwerk auf dem See. Bei dieser Gelegenheit kam ich dahinter, woher die übertriebene Höflichkeit mir gegenüber stammte. Frau v. Tannwitz und Frau Schäfer, beide aus Schlesien, redeten mich gleichzeitig mit „Herr Geheimrat" an

und fuhren damit trotz meines Protestes fort. So kann man zu Ehren und Würden kommen. Wurde ich doch in Baden-Baden vor einem Jahre von zwei Damen wiederholt als „Herr Pfarrer“ angesprochen. Ich spazierte mit meinem Freunde, Postdirektor a. D. Schneider, in der Nähe des „Badischen Hofes“, als zwei Damen, eine ältere und eine jüngere, auf mich zueilten, mir die Hände hinstreckten und mich auf das freundlichste begrüßten: „Ach das ist ja schön, daß Sie wieder angekommen sind! Wie geht es Ihnen? Nun müssen Sie uns aber auch besuchen! Ach kommen Sie doch morgen mittag zum Kaffee zu mir!“ Dazwischen hatte ich nun einigemal das Wort „Herr Pfarrer“ gehört und ich teilte den Damen mit, daß ich kein Pfarrer sei. „Sind Sie denn nicht der Herr, der im Konzert immer neben mir saß?“ — „Ich kann mich zu meinem Bedauern nicht erinnern!“ — „Sie haben uns aber doch vorhin die Hand gegeben!“ — „Ich konnte doch Damen, die mir ihre Hände reichen, meine Hand nicht verweigern!“ — „Ach bitte, kommen Sie trotzdem morgen mittag zum Kaffee zu mir!“ Ich konnte nicht anders, als annehmen. Andern Morgens schrieb ich aber, da die Einladung doch auf einer Verwechslung beruhe, bäte ich um Entschuldigung, wenn ich nicht komme. Aber es kam eine Karte zurück: „Die Wege des Herrn sind wunderbar. Wir wiederholen unsere Einladung auf das angelegentlichste.“ So ging ich denn hin. Fräulein Tochter spielte Klavier

und zeigte mir ihre Ölbilder. Die Frau Rat führte ich dann zum Kaffeetisch ins andere Zimmer. Es war dasselbe Zimmer, in dem ich einige Jahre vorher am Sterbelager meines lieben Neffen Hermann Becker saß.

Ich hatte eigentlich in diesem ersten Briefe aus Hoboken melden wollen, was mir als das Merkwürdigste in Chicago, wo so viel Merkwürdiges zu bewundern ist, erschien, und nun sind mir wieder überflüssige Privatgeschichten in die Feder gekommen. Das Merkwürdigste waren mir also die Anlagen, durch welche Chicago das Sumpfwasser des Chicago-Flusses entfernt und an seine Stelle das herrliche trinkbare Wasser des Michigan-Sees geleitet hat. Großartige Wasserbauten leiten das schmutzige Wasser durch den Illinois- und Michigan-Kanal in den Illinois und Mississippi, und statt daß das Wasser aus dem Flusse in den See fließt, fließt nun das klare Seewasser in den Fluß. Was würden die Offenburger sagen, wenn wir eines schönen Tages das schmutzige Lahrer Schutterwasser in die Kinzig pumpen würden?

Billig ist die Geschichte jedenfalls nicht gewesen. Es sind über 888 engl. Meilen von Abzugskanälen, 30468 Fang-Bassins, 33726 Mannlöcker herzustellen gewesen. Was Mannlöcker sind, weiß ich nicht. Wir werden es in Lahr aber wohl noch herausbringen.

Hoboken, 12. Juni 1893.

Am Freitag morgen saß ich mit Herrn Kühnekamp, Direktor der Hansa-Brauerei in Bremen, dem allein

übrig gebliebenen Stangenfahrer unserer Gesellschaft, und den neu Angekommenen zum letztenmale im Park-Gate-Hotel beim Frühstück. Frau Schäfer zeichnete sich wie immer durch drastische Bemerkungen aus. „Herr Geheimrat, Sie sind ein Gelbschnabel," sagte sie zu mir, „es ist Ihnen ein Teil der Spiegeleier im Bart hängen geblieben." Um 2 Uhr sollte die Abreise vor sich gehen, um 8 Uhr war der Koffer schon von der Adams-Expreß-Comp. abgeholt worden und wir bummelten gemütlich vor dem Hotel auf und ab. Da schoben zwei Indianerinnen daher und blieben am Eingang der Restauration stehen. Sie standen wohl schon zehn Minuten da, als mir einfiel, sie durch die Kellnerin fragen zu lassen, „if they would take any thing?" Sie schoben denn auch sofort an die bar und eine Kellnerin brachte ihnen Eis. Ich ließ mir auch Eis bringen und saß nun mit meinen beiden etwa zwanzigjährigen Indianermädchen eislöffelnd da. Die eine war entschieden hübsch und im Gesicht, das etwa dreimal so groß war, wie das einer Lahrer jungen Dame, rotgelb, ob von Natur oder durch künstliche Nachhilfe mit irgend einem Saft, wußten wir nicht. Sie blickte sehr träumerisch umher und steckte langsam ein Stück Konfekt nach dem andern, das die Kellnerinnen, die sich für den Fall sehr interessierten, reichlich herbeibrachten, in ihren großen Mund. Ein geeigneter Gesprächsgegenstand fiel mir nicht ein, sie sprachen nur unter sich im tiefsten Baß. Schließlich schrieb mir die

weniger Hübsche ein Stammbuchblatt, das ich in natura beilege. Es lautet:

Sioux,
how you feel this Morning,
Chas. Charging Eagle.

Danach zu schließen, war es wohl ein Indianer-Jüngling, der das Stammbuchblatt schrieb. Man kann die weiblichen Indianer von den männlichen Indianern nicht leicht unterscheiden. Große markierte Gesichter mit großen Nasen haben beide Geschlechter.

Wie man mir sagt, giebt es nur noch etwa 100000 Indianer, die den fernen Westen bewohnen. Sie sind dem Untergang geweiht. Die Amerikaner geben sich zwar alle Mühe, sie zu bilden und für ein Miteinanderleben geeignet zu machen, aber es geht nicht, ihre wilde Natur bricht immer wieder hervor, sie betreten den Kriegspfad und werden zusammengeschossen. In der Ausstellung war auch das Gebäude einer indianischen Schule. Ich wollte hineintreten, bemerkte aber ein Plakat „Closed" (geschlossen). Nächstens wird die Inschrift über dem ganzen Indianertum „Closed" heißen.

Andere Völker treten an ihre Stelle. Die Einwohnerschaft Chicagos setzt sich aus folgenden Völkern zusammen: 302000 Amerikaner, 472000 Deutsche, 222000 Irländer, 59000 Böhmen, 57000 Polen, 49000 Schweden, 47000 Norweger, 43000 Engländer, 17000 Franzosen, 16000 Schotten, 13000 Russen, 11000 Dänen, 14000 Italiener, 7000 Hol-

länder, 6000 Ungarn, 4000 Schweizer, 8000 Rumänen, 15 000 Canadier, 14000 Neger, 2000 Chinesen und etwa 10 000 Angehörige anderer Nationalitäten.

Hoboken, 12. Juni 1893.

Der „Porter" des Hotels hatte sich bereit erklärt, uns für den bescheidenen Betrag von zwei Dollars (über acht Mark) an den Bahnhof zu begleiten und das Handgepäck zu tragen. Zwei Dollars hatten wir schon für die Beförderung unserer zwei Koffer bezahlt. Zuerst ging's zur Hochbahn, die wir auf einer drei Stock hohen Treppe erreichten, dann 20 Kilometer Fahrt für 5 Cents (20 Pfennig), dann wieder einige Blocks zu Fuß bis zum Bahnhof. Der Porter nahm die Tickets. Der Pullmann-Schalter für Benutzung der Schlafwagen war geschlossen. Wir wollten miteinander essen, der Lunchroom bot allerhand gute Sachen, er war aber unterirdisch und so heiß, daß ich verzichten mußte. Der Porter (Träger) führte mich zum Hotel „Sacramento", wo luftige Zimmer in den oberen Stockwerken zu haben seien. Ich bestellte ein Dinner und eine Flasche Bier. Das Dinner bestand aus drei gebratenen Weißfischen. Mit solcher Stärkung mußte ich die 33stündige Rückreise nach New-York antreten.

Endlich um halb zwei Uhr wurde der Pullmann-Schalter auch geöffnet und wir waren reisebereit, das kleine Gepäck wurde in den Wagen getragen und der Porter nahm Abschied. Der Wagen war glücklicher-

weise nicht so besetzt wie damals, als wir, 60 Mann hoch, unter Stangens Führung heranrückten und allein zwei Wagen, Mann neben Mann, einnahmen. Die Pullmann-Wagen haben die Einrichtung, daß der Länge nach mitten hindurch ein Gang geht, rechts und links je zwei einander gegenüber befindliche Bänke mit zwei Plätzen. Wir erhielten jeder zwei Bänke, also vier Plätze, wodurch wir die Gewißheit hatten, den ganzen Schlafraum allein zu haben, also niemanden über uns oder unter uns. Die Reise bot anfangs wenig Abwechselung. Zuerst Chicago und immer noch Chicago. Die Straßen sind schon für eine Bevölkerung von sechs Millionen Menschen angelegt, einzelne mit einigen Häusern, andere noch gar nicht bebaut. Dann kamen Farmen, die aber einen langweiligen Eindruck machen, selten ein Mann hinter dem Pflug, selten Hühner und dergl. Es heimelt schon an, wenn man nur einen Weg sieht, weil man dann doch auf das Dasein von Menschen schließen kann. Die Baumstumpen sind nur teilweise ausgegraben und als Zäune benutzt. Alles Gestrüppe wird dazu verwendet, die Baumstumpen zu verbrennen. Abends sahen wir massenhaft brennende Baumstumpen. Wild sah ich nie, kaum gelegentlich einen Vogel. Wie anders bei uns, wo man doch kaum einige Stunden auf der Eisenbahn fährt, ohne ein Häslein springen oder ein Reh oder einen Fasan am Waldrand spazieren zu sehen. Einmal fuhr der Zug langsam, links lag eine

große zertrümmerte Lokomotive auf der Seite und Wagentrümmer. Es war dort wohl den Tag vorher ein schweres Eisenbahnunglück vorgekommen, aber niemand kümmerte sich darum. Ich zeigte die Lokomotive meiner Nachbarin, einer wunderbar schönen Amerikanerin, deren Mann beständig im Smokingroom war. „Voilà" war das einzige Wort, das ich während 33 Stunden zu ihr sprach. Gegen Abend wurden nach und nach die Schlafräume eingerichtet. Da ich nun schon einige Erfahrung hatte, kam ich ohne zu schweren Kampf ins Bett. Das Fenster am Fußende war aus Versehen zu einem Viertel aufgeblieben. So war es denn auch erträglich luftig und ich schlief vortrefflich. Als ich wach wurde und die Rouleaux in die Höhe zog, war es schon ganz hell. Ich erhob mich und ging in den Vorraum, um ein Glas Eiswasser zu trinken. Da saß ein Mohr und wichste die Stiefel der schlafenden Gesellschaft. Ich fragte: „What o'clock?" (Wieviel Uhr haben wir?) Er grinste mich an, hob vier Finger in die Höhe und sagte „four". Ich mußte mich also nochmals legen und begab mich in den hell beleuchteten Gang zurück, wo ich ein leises Schnarchen hörte. Nun kam ich aber in eine gewaltige Verlegenheit. Ich wußte nicht, welches meine Kabine war. Die schweren Vorhänge waren sämtlich vom gleichen Stoff. Zwar hingen goldene Nummern da und auf meinem Ticket hätte ich meine Nummer finden können, aber das Ticket war in meiner

Westentasche und die Weste hinter dem Vorhang. In gelinder Verzweiflung stand ich da, im Büßergewand, im Jägernachthemd, das dank der Fürsorge der Gattin bis an die Knöchel reicht. Die Stelle, wo meine Kabine lag, wußte ich ja ungefähr, aber es war ganz gut möglich, daß ich an die verkehrte Kabine kam. Wenn ich den Vorhang hob, hätte ganz gut die Amerikanerin ihre großen Augen öffnen können und der Amerikaner, der wahrscheinlich im oberen Stock der zweistöckigen Kabine schlief, hätte jedenfalls das Vorkommnis als weniger harmlos angesehen, als es war. Es mußte gehandelt werden. Ich hob so vorsichtig wie möglich den Vorhang und siehe da, die Lagerstatt war leer, es war die meine und ich beeilte mich, mich wieder auf ihr auszustrecken.

Wir kamen abends neun Uhr hier an, nachdem wir tagsvorher mittags zwei Uhr von Chicago abgefahren waren, hatten also 33 Stunden auf der Eisenbahn zugebracht, das erste Mal in meinem Leben und hoffentlich auch das letzte Mal. Glücklicherweise hatten wir eine Stunde eingebracht, weil wir der Sonne entgegengefahren waren. Wir mußten hier die Uhr um eine Stunde vorrücken.

Hoboken, N.-J., 15. Juni 1893.

Heute ist Donnerstag und schon seit Samstag sitze ich ganz behaglich hier in Hoboken in Meyers Hotel. Die Ruhe thut mir gut und ich habe sie verdient. Gestern habe

ich zum erstenmale, seit ich wieder im Osten bin, einen Besuch in New-York gemacht und der Tag wurde wieder ein recht angestrengter, zumal wir nach unserer Rückkehr noch zum Eldorado hinaufstiegen, von wo man einen imposanten Blick auf New-York und den Hudson hat. Übermorgen, dem Tage unserer Abreise, und dann täglich findet auf dem Eldorado die Aufführung eines großen Spektakelstückes, „Salomo", statt, in dem 1000 Balleteusen unter freiem Himmel vor König Salomo und 20 000 Zuschauern ihre Beine schwingen werden, jedenfalls viel mehr, als der weise Salomo zu Lebzeiten zur Verfügung hatte. Nach vielen tausend Jahren erinnert man so daran, daß der weise König eine große Vorliebe für das schöne Geschlecht besaß.

Abends traf ich die mir bekannten Herren bei Chas. Kägebehn, Herausgeber von Reisenotizen über die kleinen Antillen, die er mir verehrte. Er hat eine Bar, an der man New-Yorker und Leitmeritzer Bier trinkt. Viele Deutsche glauben, das importierte Bier sei besser als das hiesige. Ich glaubte dieses anfangs auch und trank das teuere deutsche Bier. Durch die Erfahrung belehrt, bin ich aber zum amerikanischen Bier übergegangen und befinde mich sehr wohl dabei, während nach zwei Halblitergläsern Nürnberger Bier à 25 Cents das Gegenteil der Fall war. Anheuser u. Busch in St. Louis sind Nr. 1. Vortrefflich ist auch das Milwaukee-Bier von Blatz, Pabst &c. und das New-Yorker Bier von Ehret, Schwiegervater des Herrn

Ernst Stangen. Sehr zu empfehlen ist der Gebrauch der Amerikaner, das Bier so kalt wie möglich zu verabreichen. Wein trinken wir nur selten. Er macht warm und ist teuer, namentlich der europäische. Der kalifornische Wein hat uns gelegentlich recht gut geschmeckt, er ist aber stark, da vorzugsweise Burgunder-Reben gebaut werden, Sauternes, Chablis, Claret, Beaujolais. Bei den Eisenbahnfahrten teilte Herr Stangen gelegentlich vorher mit, es gehe durch Temperenzler-Staaten, es werde Sonntags kein Bier oder Wein verabreicht, man möge sich mit Cognac, Gin oder dergleichen vorsehen, um sich mit Hilfe von Eiswasser selbst ein Getränk bereiten zu können.

Heute ist in Deutschland Wahl und in Chicago großer deutscher Tag. Ich gedenke lieber des letzteren, an dem ich gern teilgenommen hätte. Da Herr Harry Rubens an der Spitze steht, hätte sich dieses recht gut gemacht und ich würde wohl auch Karl Schurz kennen gelernt haben, dessen elterliches Haus zwischen Bonn und Godesberg wir uns vor 44 Jahren zeigten. Hunderte von deutschen Turn-, Gesang- und anderen Vereinen nehmen an dem Feste teil, auch die Regierungskommissäre, voran Geheimrat Wermuth.

Die Wahlresultate der deutschen Reichstagswahlen werden wir zum großen Teil schon heute in den hiesigen Zeitungen lesen. Man verspricht sich wenig Gutes davon.

Hoboken, N.-J., 15. Juni 1893.

Im Jahre 1871 hatte mein Freund Witter Amerika besucht. Er stand auf den rauchenden Trümmern von Chicago und war Gast des Deutschen Klubs von Hoboken. Mit Anhänglichkeit wurde seiner gedacht, als auch ich dort Gast war und Witterschen Deidesheimer trank, und es gelang mir, aus einem zerrissenen Abdruck Scherers Geburtstagsgedicht zu seinem 66. Geburtstage mitzuteilen. Das treffliche Gedicht fand solchen Beifall, daß beschlossen wurde, Freund Witter auf dem Urkunden-Papier des Klubs eine Begrüßungs-Zuschrift zu senden, die denn auch sofort verfaßt, unterschrieben und abgesandt wurde. Das Gedicht aber möge hier zum Abdruck kommen, damit es der Welt erhalten bleibe:

An

Neustadts Eduard Witter.

Ein Trost- und Lobspruch zu seinem 66. Geburtstage.

„. . . Ja ja, lieber Freund, das Alter macht sich eben doch fühlbar und die Tage kommen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Zwar mundet noch immer des Rieslings fein perlendes Gold in molliger Schlurfluft; auch pfleg' ich noch eifrig des edlen Waidwerks und hole mir herunter aus luftiger Höh' das scheu aufgestrichene leckere Huhn. Aber das Marschtempo in Meckenheims und Haßlochs ergiebigem Jagdgefilde ist doch ein bedenklich langsameres geworden; ich „krot-

tele“ still und vereinsamt daher, meist nur mit Jakob, dem getreuen Hüter der Jagd, denn vorausgegangen nach Walhall sind bereits die meisten der altgewohnten Waidgenossen. -- Nächstens hab' ich den Doppelsechser auf dem Buckel und spiele Sechsundsechzig mit. Weißt Du, was das heißen will?“ —

Ed. Witter.

Du willst schon übers Alter klagen? —
Freund, laß dir im Vertrauen sagen:
Wer sich Rebhühner selbst noch schießt
Und sie mit Appetit genießt,
Und wem noch schmeckt der goldne Wein,
Der kann unmöglich alt schon sein.
Old Wilhelm, Moltke und Begleiter
Steckten das Lebensziel viel weiter:
Alt nicht, nur älter heißt man einzig,
Wenn man erlebt der Jahre neunzig.

Wer noch fürs Wahre und Schöne glüht,
Noch lodernde Geistesflammen sprüht;
Wer noch mit des blitzenden Witzes Gefunkel
Durchleuchtet des Lebens aschgraues Dunkel,
Und noch mit Humor sich würzt den Wein,
Der kann unmöglich alt schon sein.

Blick nur hinab in dein eignes Gemüt,
Darin ein ewiger Frühling blüht
Von Veilchen, Lilien, Nelken und Rosen,
Mit denen neckische Falter kosen,
Daß all die minnigen Mägdlein und Frauen
Entzückt in den duftenden Garten schauen.

Reichst ihnen du ein Röslein zum Gruß —
Sie bieten dir gern die Wange zum Kuß;
Sie lieben dich alle, groß und klein —
Du kannst unmöglich alt schon sein!

Du stehst noch in den besten Tagen,
Drum laß das Jammern und das Klagen;
Geh auf die Jagd und keltre Wein,
Auch heimse fleißig Mammon ein!
Die Sortimenter-Makulatur
Häng' bald vorsichtig an die Schnur!
Bist lang genug bei den Geistesgrößen
Mit Cirkular- und Fakturenwesen,
Mit Kolportage, Reklamen und Spesen
Handlanger der Litteratur gewesen.
Für Freunde aber bleib Verleger
Und triff stets gut als alter Jäger.

Doch weit solideren Ertrag
Bring dir dein süffiger Verlag,
Das Rebengold vom Fuß der Hardt,
Das Niklas nach bewährter Art
Im unterird'schen Dom bewahrt.
Trink täglich sonnige Gesundung
Und spende fromm den Göttern Dank,
Im Riesling „voll harmon'scher Rundung,
Der molligsten Schlurfluft Wonnetrank".

Nach fünfzehn oder zwanzig Jahren
Kommt Freund Merkur dann sacht gefahren
Und spricht: „Mein lieber Eduard,
Nun rüste langsam dich zur Fahrt.
Noch eine Flasche Sekt und dann
Besteigen wir dein flottes Gespann.

Voran die Eule und die Panther
Kutschieren lustig wir selbander
Flugs in den lichten Olymp hinein,
Du wirst dort hoch willkommen sein
Und wegen deiner Verdienste auf Erden
Von allen Göttern gefeiert werden:
Freund Bachus eilt dir froh entgegen,
Minerva giebt dir ihren Segen,
Mit Stolz begrüßt dich Gott Merkur:
„Du machst mir Freud' und Ehre nur!"
Frau Venus wogt hoch auf das Mieder,
Sie schlägt beschämt die Augen nieder . . .
Die Musen nahn mit bunten Kränzen,
Die Grazien auch mit heitern Tänzen,
Indes die Götter und Götterfrauen
Entzückt auf den neuen Genossen schauen.
Und all die Helden und Geistesritter
Sie rufen laut: Hoch Eduard Witter!

Doch die da sitzen in Abrahams Schoß,
Die Auserwählten und die Frommen,
Sie rufen jubelnd: „Jetzt geht's los!
Hurra! Der Witter ist gekommen!"

Georg Scherer.

Hoboken, 16. Juni 1893.

Die Berichte über die deutschen Reichstagswahlen sind eingetroffen und in der „New-Yorker Staatszeitung" wohl ausführlicher als in irgend einem badischen Blatte mitgeteilt. Sie sind so ausgefallen, wie man erwartete. Beinahe 50 Sozialdemokraten und kein einziger Richterianer! Es ist sonderbar, die hiesigen gebildeten Kreise sind sämtlich nationalliberal und gönnen der Richterschen

Partei ihre Schlappe. Gestern schrieb eines der verbreitetsten New-Yorker Blätter: „Der liebe Gott lasse heute die Deutschen im Reiche das Rechte thun und gebe Eugen Richter tüchtig eins aufs Maul!"

Die Nachrichten aus Chicago über den Deutschen Tag lauten äußerst erfreulich. Die Rede von Karl Schurz wird mit großer Befriedigung gelesen.

Gestern sind meine Reisegenossen angekommen. Ich besuchte sie im Everett-House in New-York. Es fehlt manch teures Haupt. Viele sind jetzt in San Francisco, so mein lieber Herr Leonh. Lang aus Innsbruck, Herr Baumeister Schramm aus München, der Besitzer des Schlosses des Ritters von Frundsberg bei Mindelheim, selbst ein wackerer Ritter, und sein Freund Fritz Knöpfle aus München und fast die ganze junge Gesellschaft. Sogar eine junge Dame, Fräulein Rödder, hat die 2417 Meilen von Chicago nach San Francisco nicht gescheut.

Morgen werden wir etwa zwanzig Personen sein, welche die gemeinschaftliche Rückreise antreten, darunter die Ehepaare Müller, Auffarth, Mettegang. Die Offiziere der „Saale" und den Obermaschinisten der „Saale", mit der wir wieder fahren, habe ich wiederholt in Meyers Hotel getroffen, wo sie von dem ganz naheliegenden Schiffe aus mehrmals täglich einen Besuch machen, um Bekannte zu sehen und ein Glas Bier zu trinken. Sie sind äußerst sympathische Herren.

Unter meinen Papieren finde ich folgenden Ausschnitt aus der „Illinois-Staatszeitung“:

„Nach Ansicht der Ärzte verdanken die Bewohner Chicagos ihre staunenswerte Energie und Schaffenskraft vor allen Dingen der hier herrschenden Luft. Sie behaupten, daß die Atmosphäre hier mit Ozon gefüllt und außerordentlich stark mit Elektricität geladen sei. Dr. Homer M. Thomas aus Chicago hielt hierüber gestern nachmittag in dem medizinisch-klimatologischen Kongreß, der augenblicklich im Kunstinstitut tagt, einen längeren Vortrag, und die Doktoren, die demselben lauschten, gestanden fast einstimmig die Berechtigung dieser Behauptung zu. Dr. Thomas erklärte, daß Chicago seine Größe und sein schnelles Wachstum vor allem dem Umstande verdanke, daß der Gesundheitszustand der Bewohner infolge der kräftigen hier wehenden Luft ein so ausgezeichneter sei. Allerdings litten wohl in wenigen Städten der Vereinigten Staaten so viele Leute an nasalen Katarrhen, doch komme dieser Übelstand bei einer solchen unerreichten Größestellung, wie sie Chicago einnähme, ja kaum in Betracht und veranlasse auch niemand, diese großartige Stadt an den Ufern des Michigan als Wohnsitz aufzugeben. Man möge sagen, was man wolle über den Staub, den Rauch und die zahllosen Fabrikschornsteine, die schlechten Gerüche, die den Mannlöchern und jenem Schmutzempfänger, den man höflicherweise „Chicaga River“ nenne, entströmten, alle diese gesundheitsgefährlichen Stoffe konnten der herrlichen, kernigen Luft, die vom Michigan-See herüberwehe, nicht standhalten, und das Klima Chicagos sei und bleibe daher ein durchaus gesundes.“

Es mag dahingestellt bleiben, ob der Hauptgrund für das Gedeihen Chicagos nicht der Umstand ist, daß Chicago das Schwein hat, so viele Schweine zu be-

sitzen. Immerhin scheint die Luft eine gute zu sein. Nachdem ich obigen Artikel gelesen, fand gerade eine Wanderung der Stangenschen Gesellschaft durch die State Street statt und ich hatte Gelegenheit, mehrere Damen neben den uns begegnenden Chicagoer Damen zu sehen. Ich muß gestehen, die letzteren hatten durchgehends eine bessere Farbe. Dabei fällt mir ein, daß ich bisher noch nichts über die amerikanischen Damen gesagt habe. Sie haben Eindruck auf mich gemacht, stattlich, aufrecht, sichere Haltung. Die Mode kommt ihnen zu gut. Die Ärmel stehen sehr nach hinten. Die Gesichter sind markiert, aber nicht zu sehr. Stumpfnasen giebt es nicht. Die schönsten sah ich in Chicago in der State Street und abends vor dem Theater im Auditorium. Der Speisesaal dieses Skyskrapers ist im zehnten Stock und bietet eine wunderbare Aussicht auf den Michigan-See. Herren und Damen kamen in feinster Toilette, um vor dem Theater dort zu speisen. Ich sah eine siebenzigjährige Dame in silbergrau seidenem Kleide mit weißseidenen Schuhen. Die Leute haben so entsetzlich viel Geld, daß sie sich alle Extravaganzen gestatten können.

Das Auditorium ist auch ein Beweis von der Schaffenskraft der Chicagoer. Es nimmt fast einen ganzen Block ein, 187 Fuß an der Michigan-Avenue, 361 Fuß an der Kongreß-Straße und 161 Fuß an der Wabash-Avenue. Es ist ein kolossaler Granit- und Backsteinbau, 10 Stock, 144 Fuß hoch, von einem

großen quadratischen Turm an der Kongreß-Straße, 40 × 71 × 221 Fuß, überragt. Das Theater enthält 5000 Sitzplätze und kann 8000 Personen aufnehmen. Ein Teil des Palastes ist Geschäftszwecken gewidmet und enthält etwa 140 Bureaux der verschiedensten Art, außerdem 400 Gastzimmer ꝛc., ferner Konzertsaal und Gott weiß was noch, 12 Elevatoren (Aufzüge in die verschiedenen Stockwerke).

An Bord der „Saale“, 18. Juni 1893.

Das war ein schlimmer Tag, der gestrige erste Tag unserer Rückreise. Wir hatten von Anfang an Nebel. Es kamen dann auch noch Regen und Wind, und das Schiff schwankte tüchtig. Viele verschwanden vom Verdeck und begaben sich in ihre Kojen. Ich konnte mich nicht entschließen, das Dinner mitzumachen und ließ mir Bouillon aufs Verdeck bringen. Ich brachte sie nicht hinunter, so wenig wie kalten Aufschnitt, legte mich daher auch frühzeitig und damit war der Fall erledigt. Der größte Held könnte auf diese Art zahm gemacht werden.

Die Berichte meiner Freunde über die Reise nach Denver lauten so, daß ich es nicht bereue, mir die Reisestrapazen erspart zu haben. Das Programm war folgendes:

1. Tag. Abfahrt aus Chicago 2 Uhr 30 Minuten nachmittags.
2. Tag. Ankunft in Kansas City 9 Uhr 20 Min.

vormittags; Abfahrt aus Kansas City 10 Uhr 45 Min. vormittags.

3. Tag. Ankunft in Denver 7 Uhr 20 Min. früh; vormittags: Spaziergang in der Stadt; nachmittags: Wagenfahrt zu den großen Schmelzwerken.

4. Tag. Abfahrt aus Denver 8 Uhr 5 Min. früh; Ankunft in Georgetown 11 Uhr 36 Min. vormittags; nachmittags: Fahrt zu den green lakes.

5. Tag. Tagestour zu Pferde auf den Gray's Peak.

6. Tag. Abfahrt von Georgetown 7 Uhr 20 Min. früh; Ankunft in Idaho Springs 8 Uhr 5 Min. früh; Besuch der heißen Quellen. Abfahrt aus Idaho Springs 3 Uhr 35 Minuten nachmittags; Ankunft in Denver 6 Uhr nachmittags.

7. Tag. Abfahrt aus Denver 8 Uhr früh; nachmittags: Wagenfahrt zum garden of the gods.

8. Tag. Tagestour mit Zahnradbahn auf den Pikes Peak.

9. Tag. Vormittags: Wagenfahrt durch das Williams-Canon und zu den Iron Springs; Abfahrt aus Manitou 5 Uhr nachmittags; Ankunft in Denver 8 Uhr abends; Abfahrt aus Denver 8 Uhr 30 Min. abends.

10. Tag. Ankunft in Kansas City 5 Uhr 40 Min. nachmittags.

11. Tag. Besichtigung der Stadt; Abfahrt von Kansas City 5 Uhr 40 Min. nachmittags.
12. Tag. Ankunft in St. Louis 7 Uhr früh; nachmittags: Rundfahrt in Wagen zu den Parks.
13. Tag Vormittags: Besichtigung der Mississippibrücke; Abfahrt von St. Louis um 8 Uhr 5 Min. abends.
15. Tag. Ankunft in New-York 12 Uhr mittags.

Das alles haben die Unermüdlichen abgearbeitet, sogar die 72jährige Frau Lühmann, während ich in Hoboken ein beschauliches Dasein führte. Als ich meinen Chicagoer Freunden die Absicht äußerte, in St. Louis wieder zur Gesellschaft zu stoßen, lachten sie mich aus. Dort sei es heißer als in Chicago, die Entfernung betrage 300 Meilen und St. Louis sei weiter von New-York entfernt, als Chicago. So habe ich also Denver nicht gesehen, wo ich gern die Frau unseres früheren braven Mitarbeiters Lehrer besucht hätte, und auch St. Louis nicht, wo ich Grüße der Rappengesellschaft an Herrn Leonhard Roos ausrichten wollte.

Im übrigen wurde berichtet, es sei alles recht schön und interessant gewesen. Aber als man 2 Stunden Zahnradbahnfahrt auf den Pikes Peak gemacht hatte, der so hoch wie der Mont Blanc sein soll, lag alles im Nebel. Keine Gletscher, höchstens etwas Schnee. Nach dem Salzsee zu den Mormonen, nach dem Yosemitethal und dem Yellowstonepark würde die Fahrt nicht geführt haben.

Wenn mir die Reise zugesagt hätte, Stangen wäre bereit gewesen, mich mit nach San Francisco zu nehmen und von da in Gesellschaft von etwa sechs Herren in 16 bis 18 Tagen über den Stillen Ocean nach Yokohama. Von da nach Osaka, dem Venedig des Ostens, nach dem Inland-See und Nagasaki. Dann Shanghai und Hongkong, Kanton, Singapore, Penang, Insel Ceylon, Kalkutta, Darjeeling, mit Aussicht auf den Himalaya, Benares, Lucknow, Cawnpoor, Agra, Delhi, Bombay, Aden, Rotes Meer, Suez, Kairo, Brindisi u. s. w.

Ich bin sehr begierig, seiner Zeit Näheres über diese Reise zu hören. Es ist ein 72jähriger Herr, ein Baron v. Korff, dabei. Die ganze Reise wird acht Monate dauern.

An Bord der Saale, 19. Juni 1893.

Über Chicago sollte ich noch weit mehr berichten und will nun wenigstens den Anfang damit machen. Wie großartig die Zunahme der Bevölkerung ist, zeigt folgende Aufstellung: 1833 1000, 1840 4470, 1845 12080, 1848 20035, 1850 20060, 1852 38733, 1853 60652, 1855 83506, 1860 150000, 1867 187449, 1870 298977, 1875 410000, 1880 503304, 1890 1200000, 1893 1500000 Einwohner.

Außer dem Vieh ist es das Getreide, was Chicago groß macht. Es ist die Kornkammer der Welt, 100000000 Bushel Getreide, 200000000 Fässer Mehl werden jährlich nach allen Teilen der Welt verschickt.

Über die Schlächtereien im allgemeinen erinnere ich mich nicht, berichtet zu haben. Es werden jährlich 10 000 000 Stück lebendes Vieh zum Wert von 200 000 000 Dollars, während mehr als 1 000 000 000 Pfund frisch geschlachtetes Fleisch und 1 000 000 Büchsen Fleischkonserven verschickt werden.

Es sind in und um Chicago so viele Straßen angelegt, d. h. es liegen hölzerne Trottoirs, daß mindestens 6 Millionen Menschen in Chicago Platz haben werden, wenn einmal die Häuser gebaut sind.

Wie Chicago in den letzten zwanzig Jahren Boston, Baltimore, Cincinnati, St. Louis, Philadelphia überflügelt hat, so wird es auch New-York überflügeln. Im Jahre 1891 wurden 11 805 Erlaubnisscheine zur Erbauung neuer Häuser gegeben.

Nicht weniger als dreißig Eisenbahnen und mit den lokalen Bahnen sogar 50 Eisenbahnlinien laufen im Herzen der Stadt zusammen, daß ihre Züge die Straßen durchbrausen, und der Verkehr ein so großartiger und reger ist, daß täglich von den Eisenbahnen zwei Menschen verletzt oder getötet werden! Fünf Linien kommen von den atlantischen Staaten, fünf vom Süden, fünf sind Pacificbahnen, drei nordwestliche, und der Rest liegt dazwischen. Wie ein Rad von zweitausend Kilometer Durchmesser dreht sich der ganze Landverkehr um Chicago, seine Achse. Die Speichen sind die Eisenbahnen — gegen achtzigtausend Meilen Eisenbahnen sind Chicago tributpflichtig,

ein fünftel der sämtlichen Eisenbahnen der Erde, und zwölfhundert Züge laufen hier täglich ein und aus, vierzig in jeder Stunde, tags und nachts.

Für den Verkehr in der Stadt sorgen die Hochbahnen, Kabelbahnen, Pferdebahnen, im ganzen 400 Meilen. Wenn man die einzelnen Geleise aneinander reihen würde, die Strecke von Berlin nach Köln würde um 56 Kilometer übertroffen. Die Kabelbahnen, welche merkwürdigerweise in Europa nur wenig bekannt sind, haben in manchen Städten die Pferdebahnen beinahe verdrängt, in San Francisco vollständig. Sie haben sich vorzüglich bewährt, denn sie gestatten größere Schnelligkeit und eine bedeutend größere Menge von Waggons mit viel geringeren Kosten. Nur die erste Anlage derselben erfordert größeres Kapital, denn es müssen nicht nur Geleise gelegt werden, wie bei den Pferdebahnen, sondern die Straßen müssen aufgerissen, zwischen den Geleisen ein Kanal und über diesem eine dritte Schiene angelegt werden. Das endlose Seil läuft an den beiderseitigen Enden der Bahn um große Räder, welche ihrerseits durch Dampfkraft getrieben werden und so das Drahtseil in eine ähnliche Bewegung versetzen, wie Transmissionsriemen bei Maschinenanlagen, nur liegt das Seil nicht vertikal, sondern horizontal. In der Mitte zwischen beiden Schienen der Geleise läuft parallel mit diesen ein etwa zwei Centimeter breiter Einschnitt, der mit Stahlschienen eingefaßt ist und unter welchen man das Drahtseil, auf

Rollen laufend, wahrnimmt. Unter den Waggons dieser Kabelbahnen sitzt eine Zange, die durch den erwähnten Einschnitt reichend, mit beiden Armen das Drahtseil erfaßt. Wird die Zange durch den Zugführer mittels eines Hebels geschlossen, so packt sie fest das in unaufhörlichem Lauf befindliche Drahtseil, und der Zug setzt sich in Bewegung. Soll gehalten werden, so öffnet der Zugführer die Zange, deren Arme das Seil freigeben, die Bremsen werden gleichzeitig mittels eines zweiten Hebels angesetzt, und der Zug bleibt stehen.

Es giebt folgende Glaubensbekenntnisse in Chicago: Baptistisch, Holländisch reformiert, Evangelische Gesellschaft von Nordamerika, Lutherisch-evangelisch, Evangelical-Lutheran Independent, Evangelical United, Methodistisch, Jüdisch, Methodistisch-episcopal, Presbyterisch, Römisch-katholisch, Swedenborgisch, Unitarianisch, Universalistisch. Und noch viele andere. „Und der Herrgott voller Huld, hört sie alle mit Geduld."

Vierhundert Kirchen hat Chicago aufzuweisen.

An Bord der „Saale", 20. Juni 1893.

Noch etwas, wenn auch zum Teil wiederholt, über die Wasserfrage in Chicago. Früher war der träge schlammige Strom Chicago-River, der, aus den sumpfigen Prärien an der Wasserscheide zwischen dem kanadischen Seenbecken und dem Mississippigebiet kommend, das Herz Chicagos durchzieht, der Empfänger sämtlichen

Unrats der Stadt. Damals mündete dieser Strom gerade vor dem am dichtesten besiedelten Stadtteile in den Michigansee und verpestete das Wasser desselben auf Meilen in die Runde; da aber kein anderes Wasser vorhanden war, mußten die Chicagoer dieses Seewasser zum Trinken, dann in den Haushaltungen, Fabriken, Schlächtereien u. s. w. verwenden. Es entstand so ein recht unangenehmer Kreislauf beinahe desselben Wassers, das aus dem See durch Pumpwerke in die Häuser und Industrieviertel der Stadt, aus diesen zurück in den See und von dort wieder in die Stadt geleitet wurde. Man kann sich denken, wie dieses Wasser geschmeckt haben muß. Jeder Tropfen zeigte im Vergrößerungsglase einen wahren Infusorienkarneval, auf jedem Glas Wasser bildete sich binnen kurzem eine Fettkruste, und gegen den Herbst hin zeigten sich in dem aus den Leitungen kommenden Wasser große Massen winziger Fische, sie kamen nach ihrer langen Reise durch die Wasserrohre Chicagos lebend oder tot in die verschiedenen Haushaltungen, und trugen gewiß nicht dazu bei, dem Wasser einen angenehmeren Geschmack zu verleihen. Am schrecklichsten war das Wasser im Chicagoflusse, der nicht nur die Kloaken- und Fabrikabfälle, sondern auch jene der großartigen Schweine- und Rindviehschlächtereien aufnahm. Sogar die Dampfschiffe konnten dieses Wasser nicht verwenden, denn speisten sie ihre Kessel damit, so brachten die fetten organischen Massen, welche sich

an den Kesselwänden absetzten, diese bald zum Platzen. Die Dampfer mußten 1—2 Meilen in den See hinausfahren, um gutes Speisewasser für ihre Kessel zu schöpfen.

Das zeigte der Stadt den Weg zur Abhilfe dieses schrecklichen Übelstandes an. Zuerst galt es, zu verhindern, daß die Kloaken der Millionenstadt in den See abflossen. Aber wohin damit? Die Wasserscheide zwischen dem Chicagofluß und den westlich nach dem Mississippi abfließenden Gewässern ist eine sumpfige Prärie, nur zwei bis drei Meter über dem Michigansee erhaben. Ein Schiffahrtskanal zwischen dem Chicagofluß und dem Illinoisfluß nach dem Mississippi war schon vorhanden, und da der Chicagofluß ohnehin seines geringen Falles wegen nur sehr langsam nach dem Michigansee abfließt, beschloß man, den Fluß umzudrehen und ihn von seiner Mündung gegen seine Quelle zu fließen zu lassen. Zu diesem Zweck wurden bei Bridgeport, einem westlichen Stadtteile Chicagos, kolossale Pumpwerke errichtet, durch welche er in den Mississippi abfließt. Nicht weniger als 40000 Kubikfuß Wasser werden in jeder Minute aus dem Chicagofluß gesaugt. Dadurch erhält das Wasser eine Strömung gegen die Pumpwerke zu, und das ausgepumpte Flußwasser wird durch klares Seewasser ersetzt, das durch die Flußmündung einströmt.

Auf diese geistreiche Art wurden die Unreinigkeiten Chicagos von dem See abgelenkt, und auch der Chicagofluß selbst gereinigt. Nun mußte man aber die Stadt noch

mit frischem Wasser versorgen. Dazu grub man von der Nordseite Chicagos einen zwei Meilen langen unterseeischen Tunnel in den See hinaus. Gleichzeitig wurde am Seeufer eine sogenannte „Crib“ (Caisson) gebaut — ein ungeheurer Kasten von etwa 10 Meter Durchmesser und 14 Meter Höhe, aus fußdicken Eichenbalken bestehend, die durch eiserne Anker und Panzer von zusammen 200 Tonnen Gewicht zusammengehalten wurden. Dieser Koloß wurde an die Stelle im See befördert, wo das äußere Ende des unterseeischen Tunnels sich befinden sollte. Dort wurde der an beiden Enden offene Kasten auf den Seeboden gesenkt, so daß ein Ende über den Seeboden hervorstand; nun wurde der Kasten verankert, das Wasser aus seinem Innern ausgepumpt, und von der nun trocken gelegten, von dem Kasten umschlossenen Stelle des Seebodens aus ein vertikaler Schacht gegraben, bis er mit dem unterseeischen Tunnel zusammenstieß. Nun wurde in diesen Schacht ein eiserner Cylinder von drei Meter Durchmesser und acht Centimeter starken Wänden gesenkt, fest cementiert, und die Wasserleitung war fertig. Die über den Wasserspiegel hervorragende „Crib“, also die äußere Hülle des Cylinders, bot hinreichend Raum, um einen Leuchtturm und ein Wohnhaus für die Turmwache darauf zu bauen. Sobald am Festlande, an der Landmündung des unterseeischen Tunnels, die großen Pumpwerke hergestellt waren, wurde die Schleuse geöffnet, welche das Seewasser von der Oberfläche des

Sees aus in den Cylinder einließ. Von dort floß es durch den Tunnel zu den Pumpwerken, die es nun in einem Wasserturm auf die Höhe von 175 Fuß hoben, damit es für die Wasserleitungen der Stadt den erforderlichen Druck erhielt, um in die einzelnen Stockwerke der Häuser zu gelangen.

Seitdem sind zwei weitere „Cribs" gebaut worden, die eine 4 Meilen im See. Für die Skyskrapers reichen sie nicht aus, diese sind zu hoch. Die Chicagoer hätten aber auch den Bau der Himmelsstürmer unterlassen können. Sie haben Raum genug, entsprechend hohe Häuser zu bauen und waren nicht genötigt, so hoch in die Höhe zu bauen wie die New-Yorker. New-York liegt auf einer Insel und diese ist vollgebaut. Man mußte deshalb in die Höhe, wollte man in der Stadt neue Räume schaffen. Die Chicagoer ahmten die New-Yorker nach und bauten noch höher. Bei ihnen soll alles großartiger sein wie anderswo. So bauten sie auch das Manufaktury Building größer, als irgend ein Gebäude auf der Welt existiert und je existiert hat. Es ist dreimal so groß wie die Peterskirche und viermal so groß wie das Kolosseum in Rom, welches 80000 Personen aufnehmen konnte. Man könnte die ganze russische Armee in dem Gebäude aufmarschieren lassen.

An Bord der „Saale", 22. Juni.

Nachdem ich so viel erlebt, hätte ich gern darauf verzichtet, einen Ruf zu hören, der wohl mehr als man

glaubt auf den Schiffen ertönt, den Ruf: „Ein Mann über Bord!“ Als ich heute morgen 7 Uhr aufs Verdeck kam, standen einige Passagiere und ein Dutzend Stewards an einem der Rettungsboote, mit dem eine Anzahl Matrosen eifrig beschäftigt war. Auf meine Frage: „Was giebt's?“ erhielt ich zur Antwort, es sei ein Mann über Bord gesprungen.

Herr Goldschmied, der gleich nach mir gekommen war, fragte: „Will er schwimmen?“ Da mußten die Stewards trotz des ernsten Augenblicks doch lachen.

Das Dampfschiff fuhr wiederholt im Kreise um die Stelle, wo der Unglückliche verschwunden war, herum. Die Matrosen waren mit ihrer Arbeit am Rettungsboot fertig und acht Mann standen aufrecht in dem an der Seite unseres Schiffes schaukelnden Boote, des Augenblicks gewärtig, wo der Verschwundene wieder auftauchen und sie auf das Meer herabgelassen werden würden, um ihn herauszuziehen. Aller Augen forschten auf der weiten Fläche. Das Schiff lag jetzt ganz stille. Immer mehr Personen waren herzugekommen und blickten und blickten. Aber niemand sah eine Spur. Nach einer Stunde fuhren wir weiter.

Bei dem Frühstück, das diesmal recht schweigsam eingenommen wurde, hörte man die verschiedenartigsten Mitteilungen über den Ertrunkenen. Ich ging auf die Kommandobrücke, um mich nach der offiziellen Lesart zu erkundigen. Die Herren Offiziere gaben mir auf das bereitwilligste Auskunft. Der betreffende, ein etwa

20jähriger Bursche, hatte sich als Kohlenzieher auf dem Schiff verdungen mit einem Gehalt von 50 Mark monatlich und acht Stunden Arbeitszeit. Außerdem natürlich sehr gute Kost, freie Fahrt und frei Quartier. Da er etwas schmächtig aussah, hatte der Obermaschinist Auftrag gegeben, ihn auf einen leichteren Posten zu stellen. Aber er wollte gar nicht arbeiten, sondern sich nach Deutschland hinüberschmuggeln. Nachdem wir am Samstag abgefahren waren, zog man ihn am Montag hinter dem Ventilator hervor, wo er sich versteckt hatte. Als er gestern abend halb 12 Uhr geweckt werden sollte, fand man ihn nicht in seiner Kabine. Er hatte sich wieder versteckt und zwar in einem der Rettungsboote. Er hatte die leinene Schutzdecke zerschnitten, war hindurchgeschlüpft und hatte die Decke dann von unten wieder zugenäht. Die im Boote liegenden Segel hatte er auch zerschnitten und sich ein Lager davon gemacht. Von dem eisernen Bestand an Brot und Wasser hätte er gut bis Bremerhaven leben können. Der Zufall wollte aber, daß ein Matrose an einem der Taue, mit denen das Rettungsboot befestigt war, zu thun hatte. Eine halbe Stunde war er damit beschäftigt und wollte nun nachsehen, ob etwa Wasser in das Boot gekommen sei. Da schnitt der junge Mensch, der sich entdeckt sah, mit einem großen Messer ein zweites Loch in die Decke, stürzte ins Meer und verschwand. Es ist wahrscheinlich, daß er sich absichtlich ertränkte, denn er war wohl in einen verzweiflungs-

vollen Zustand geraten, als der Matrose oberhalb seines Lagers arbeitete. Unmöglich ist es aber auch nicht, daß er auf das Dampfschiff entfliehen wollte. Ich erkundigte mich, welcher Strafe er denn verfallen gewesen wäre, wenn er am Leben geblieben wäre. „Vier Mark Abzug am Lohn und weniger gute Kost als die gewöhnliche vortreffliche Mannschaftskost.“

Die Offiziere gaben mir auch das Tagebuch, das der junge Mann mit ziemlicher Regelmäßigkeit geführt hatte. Er war vor 6 Wochen mit 450 Mark aus seiner Heimat Ems über Trier und Luxemburg abgereist und war dann von Liverpool aus nach New-York gefahren. Wie jener Kurfürst von der Pfalz hatte er die Gewohnheit, seine Räusche in sein Tagebuch einzutragen. Wenigstens lauteten die Eintragungen der letzten Tage, welche ich las, in der Regel so: „Gestern gebummelt, ziemlich angeheitert, abends deutsch-amerikanischer Tingeltangel“; „Gestern stark berauscht, Nachtquartier unter einem Bretterhaufen“ u. s. w. So waren ihm Arbeitslust und vielleicht auch Arbeitsfähigkeit abhanden gekommen und die Folge davon war sein früher Tod.

An Bord der „Saale“, 23. Juni 1893.

Morgen ist es bereits eine Woche, seit wir uns wieder auf der „Saale“ und dem Meere befinden. Aber wir sind auf unserer Rückreise nicht so rasch vorwärts gekommen als auf der Reise westwärts. Der

erste Tag mit Nebel und Regen und Wind hat uns nicht sehr gefördert. Wir machten nur 333 Seemeilen. Auch der gestrige Tag mit dem Suchen nach dem Verunglückten hat uns am Vorwärtskommen gehindert. Dazu kommt noch, daß der Tag jetzt eine Stunde weniger hat als voriges Mal. Bei der Fahrt nach Osten verlieren wir täglich eine halbe Stunde, während wir bei der Fahrt nach Westen täglich eine halbe Stunde gewannen. So sind wir noch nie auf 400 Meilen an einem Tage gekommen. Jeden Morgen müssen wir die Uhr etwa eine halbe Stunde vorrücken.

Die Unterhaltung beschäftigt sich viel mit der wahrscheinlichen Ankunft der „Saale“ in Southampton und Bremen. Erstere wird wohl statt Sonntag nachmittag erst Sonntag abend erfolgen, letztere statt Montag abend erst Dienstag vormittag. Die Sehnsucht, wieder nach der Heimat zu kommen, beherrscht alle. So ist die Stimmung keine so rosige wie auf der vorigen Fahrt, bei der alle auf das angenehmste angeregt waren.

Seit Sonntag können wir mit dem Wetter zufrieden sein, und mit dem guten Wetter ist auch ein guter Gesundheitszustand eingetreten. Die Zeit vertreibt man sich unter anderem mit Wetten. Man zahlt eine Mark und nennt eine Zahl. Mittags 12 Uhr wird die Zahl der zurückgelegten Meilen angeheftet. Wer nun diese Zahl oder die meistnahe getroffen hat, erhält den ganzen Betrag. Ich war gestern der glückliche Gewinner mit 385 Meilen und verloste den Betrag unter

den Stewards, wodurch ich flugs deren Sympathie gewonnen habe. Bei der vorigen Fahrt wurde gewettet, als der Lotse erwartet wurde. Ein junges Mädchen gewann mit einem Herrn den Betrag von 52 Mark, da beide die Nummer des Lotsen geraten hatten. Das gute Kind war ganz glücklich, als ihm die 26 Mark ausbezahlt wurden.

Bei der herrlichen Seeluft, die mich jetzt umgiebt, denke ich oft mit Schaudern an den Zustand, in dem ich mich sowohl in Washington wie in Chicago und Hoboken gelegentlich befand. Der Stoffwechsel war ein vollendeter, und das ist ja nach Moleschott der Gesundheit sehr zuträglich. Der Kleiderwechsel war ebenfalls ein ununterbrochener, so daß mein Zimmer in Chicago in der Regel die reinste Trockenanstalt war. Ach, wie wohl fühlte ich mich, wenn ich von der Ausstellung in das ganz nahe gelegene Park-Gate-Hotel kam, alle Kleider ablegte und dann, nur mit einem trockenen Hemd bekleidet, in dem ziemlich kühlen Zimmer saß und meinen Freunden meine Erlebnisse auskramte!

Der Blick auf unser Vorderdeck ist jetzt ein wesentlich anderer als auf der vorigen Fahrt. Die Mitfahrenden sind Leute, die sich schon einen bessern Zustand erarbeitet haben. Da sitzt eine zwanzigjährige Jungfrau, in die Haare rund herum Blumen geflochten, auf einem der Blöcke, um welche die schweren Schiffstaue geschlungen werden. Sie singt unermüdlich aus einem

kleinen Gesangbuch, und vier weitere Jungfrauen und ein junger Mensch singen mit ihr. Die allgemeine Aufmerksamkeit der von unserem Deck Hinunterblickenden ist auf sie gerichtet. Es seien Irländer, sagte man. Die Melodie kam mir aber bekannt vor, und ich schickte einen Schiffsjungen hinunter, um die Nationalität der Sänger zu erforschen. Sie seien aus dem Fürstentum Waldeck, hieß es nun, und sie sangen richtig gerade den Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan." Nachher allerdings auch sehr weltliche Lieder. Nicht weit von der Sängerin, welche man als die „schöne Hermine" bezeichnete, lagen einige Gruppen Männer auf dem Boden und spielten Karten, daneben saß eine Frau, die ihrer zehnjährigen Tochter die Haare flocht. Andere lagen da, denn zum Sitzen ist nicht viel Platz vorhanden, und lasen in sehr zerlesenen Büchern. Eine Reihe älterer Männer sitzt regelmäßig auf den wenigen vorhandenen Bänken, jeder den Kloben im Mund und behaglich schmauchend.

Es begegnet uns ein großes Segelschiff und unser Schiff salutiert durch Aufziehen der Flagge. Aber das Schiff antwortet nicht. Als wir uns darüber wunderten, sagte der erste Offizier, Herr Richter: „Es giebt Flegel zu Wasser wie zu Lande." Es werden Franzosen gewesen sein. Ein anderes Schiff begegnet uns, auf dem wir eine Windmühle bemerken. Der Kapitän teilt uns mit, die meisten Segelschiffe hätten jetzt Windmühlen, um Wasser aus dem Meere zu pumpen, was

in früheren Zeiten viel Arbeit gekostet habe. Dabei fällt mir ein, daß ich in Amerika viele Tausende von Windmühlen, wie wir eine solche jetzt beim Waisenhause haben, sah. Die Heimat derselben soll übrigens Holland sein.

An Bord der „Saale", 24. Juni 1893.

Da meine Seereise nun bald beendet sein wird, will ich versuchen, aus Amerika zu berichten, was ich noch auf dem Herzen habe.

Zunächst einiges Nachahmenswerte: Bier, Wasser, Wein werden in Amerika stets so kalt wie möglich gereicht. Es muß ein recht wässeriges Bier sein, wenn dasselbe imstande ist, den Magen zu erkälten. Von einer Erkältung der Atmungsorgane kann gar keine Rede sein. Eiswasser ist in Amerika überall, in den Wartesälen, auf den Eisenbahnzügen rc. unentgeltlich zu haben. Wer vorsichtig sein will, gießt etwas Whisky oder Cognac dazu. Der Wein wird bei uns in Deutschland von solchen Wirtschaften, denen an guter Bedienung ihrer Kunden gelegen ist, längst aus dem Eise verabreicht. Mit welchem Hochgenuß haben wir seiner Zeit im „Kreuz" in Baden-Baden ein Glas Markgräfler aus dem Eis getrunken. Zwei Sorten lagen stets im Eis, Niersteiner und Markgräfler oder Rüdesheimer und Nägelsfirster. Ich bin Herrn Meyer, der dabei längst ein reicher Mann geworden ist und „es nicht mehr nötig hat", noch heute dankbar dafür.

Nun, in Amerika bekommt man den Weißwein nie anders als ganz kalt.

Sehr empfehlenswert ist auch der Gebrauch der Amerikaner, vor dem Frühstück Obst zu reichen. Ein Teller Erdbeeren mit Milch und Zucker oder eine Apfelsine oder einige Scheiben Ananas putzen den Mund auf das angenehmste. Schon auf dem Schiff wurde morgens stets Obst gereicht und ich habe mich so daran gewöhnt, daß ich schwerlich wieder davon abgehen werde. Daß Obst dem nüchternen Magen schädlich sei, ist ein Vorurteil, das man sich längst hätte abgewöhnen sollen. Bei dieser Gelegenheit will ich nicht unterlassen, dem „Norddeutschen Lloyd" meinen Dank für die ganz vorzügliche Verpflegung, die uns auf der „Saale" zuteil wurde, auszusprechen. Wer vor acht Uhr morgens den Wunsch äußerte, bekam eine Tasse Thee, Kaffee oder dergl. Um acht Uhr Frühstück, um 10 Uhr eine Tasse Bouillon mit Schiffszwieback. Um 1 Uhr Lunch oder Mittagessen. Um 4 Uhr eine Tasse Kaffee mit Zwieback. Um 6 Uhr Dinner oder Abendessen in übertriebener Vortrefflichkeit und Reichlichkeit. Als bemerkenswert will ich noch berichten, daß das Eis, Vanilleeis, Himbeereis u. s. w., welches wir beim Dinner verzehren, in New-York fabriziert wird, sogar das Eis, das wir nach dem Verlassen Bremerhavens in der Wesermündung verzehrten und so ferner in der Richtung nach New-York hin.

Zweckmäßig scheint mir ein Gebrauch der Ameri-

kaner, wenn sie zu Markte fahren, ein Gewichtstück mitzunehmen. Wenn sie ihr Fuhrwerk verlassen, setzen sie dasselbe auf die Straße und binden den Zügel daran. In Washington sah ich Dutzende von Fuhrwerken auf der Straße stehen, ohne daß sich ein Mensch darum bekümmerte.

Im Internationalen Hotel in Niagarafalls gefiel mir das Mittel gegen das unbeabsichtigte Mitnehmen der Zimmerschlüssel seitens der Gäste. Es besteht darin, daß sich an jedem Schlüssel ein Stück vulkanisierten Kautschuks mit der Bemerkung befindet: Wer aus Versehen den Zimmerschlüssel mitnimmt, wolle denselben nicht wegwerfen, sondern mit einer Zweicents-Marke versehen zur Post geben. Die Post befördert den Schlüssel alsdann an das Hotel zurück.

Nachahmenswert scheint mir auch die Art der Amerikaner, Zahlen auszusprechen. Sie sagen nicht, wenn es sich z. B. um die Zahl 493 handelt, vierhundertdreiundneunzig, sondern vierdreiundneunzig. Statt Elevated Railroad (Hochbahn) sagen sie El, statt Gentleman schreiben sie Gent. Bei den Amerikanern heißt es: „Time is money!“ Zeit ist Geld und sie wissen alles kurz abzumachen. Leider fertigen sie auch die ratsbedürftigen Gäste in den Hotels sehr kurz ab, und als mir in Chicago ein Dutzend Taschentücher und vier Paar Manschetten fehlten, hatten sie auch keine Zeit.

Sehr wenig empfehlenswert ist die Unsitte der

Amerikaner, den Gästen die Kleider und die Stiefel und Schuhe nicht putzen zu lassen. Wie behaglich ist es bei uns in Europa, abends die bestaubten Kleider ꝛc. vor die Thüre zu schaffen, um sie morgens sauber wieder hereinzuholen! Wie anders in Amerika! Über die Kleider fährt man selbst einigemale mit der Bürste, damit ist die Sache auf Wochen abgethan. Von Ausklopfen keine Rede! Die Stiefel zieht man an, so schmutzig sie auch sein mögen. Dann geht man in den Keller, wo allerhand Einrichtungen sind, die schlechte Gerüche verbreiten. Dicht daneben ist ein Thron errichtet, auf den man sich setzt, falls man nicht etwa genötigt ist, kürzere oder längere Zeit zu warten. Dann kommt der Stiefelputzer, klopft mit dem hölzernen Teile einer Bürste den getrockneten Straßenschmutz weg, daß man in eine Staubwolke gehüllt wird. Dann wird gewichst und gebürstet, gespuckt und wieder gebürstet, bis die Stiefel schließlich allerdings recht blank sind. Dafür zahlt man in den Hotels 10 oder 15 Cents, 40 oder 60 Pfennig. Auf der Straße kann man die Stiefelputzerei auch vornehmen lassen. Wegen der Konkurrenz ist es dort billiger, meist fordert man dort nur 5 Cents. Einer unserer Herren gab einem Washingtoner 12-jährigen Stiefelputzerjungen in der Nähe unseres Hotels 5 Cents. Der Bursche behauptete, er habe 10 Cents, 40 Pfennig, zu beanspruchen. Für eine Arbeit von 3 Minuten! An manchen belebten Orten ertönt das Geschrei der Stiefelputzer unaufhör-

lich: „Shine, shine“, gerufen „Schein“, auf deutsch: „Glänzend machen“. Man wird fortwährend kontrolliert, ob die Stiefel genügend blank sind. Ist das nicht der Fall, so laufen die Kerls schreiend nebenher. Wie leicht wäre dem abzuhelfen, wenn die Stiefel und Schuhe in den Häusern und Hotels geputzt würden! Aber es geht nicht, der freie Bürger, die freie Bürgerin giebt sich dazu nicht her. Es kann dem Dienstpersonal nicht zugemutet werden. Unsere Damen putzten ihre Schuhe selbst. Ein Jünger Stephans, der mit 30 Mark Diäten die deutsche Post in der Ausstellung vertritt, und der Kommissär eines kleinern deutschen Landes teilten mir im Vertrauen mit, daß sie es mit ihren Stiefeln auch so machten. Man könne den Apparat nebst einer Portion Wichse für 60 Cents kaufen. Ich konnte mich aber nicht entschließen und blieb ein Opfer der Stiefelputzer.

Noch ärger ist das Fehlen von Dienstmännern. Das ist eine Stellung, die eines freien Mannes nicht würdig ist. Stangen schreibt darüber in seiner Anleitung: „Während der Reise in Amerika ist es unumgänglich notwendig, sich in Bezug auf das Gepäck den Gebräuchen des Landes anzupassen. Es giebt in Amerika nirgend Gepäckträger, das Handgepäck muß daher auf eine kleine Handtasche oder derartiges beschränkt werden, um so mehr als auch in den Eisenbahnwagen zum Unterbringen von größeren Stücken absolut kein Platz vorhanden ist. Dieses Handgepäck muß jeder Reisende

stets selbst bei sich haben, auch in den Hotels selbst mit ins Zimmer und bei der Abreise selbst mit zum Wagen nehmen, da die Unternehmung für Handgepäck in keiner Weise aufkommen kann. Das Handgepäck braucht nur Waschutensilien und dergleichen für die Nachtfahrten zu enthalten, da bald nach Ankunft im Hotel der Koffer wieder zur Verfügung steht."

Letzteres war nun keineswegs der Fall und ich wäre übel daran gewesen, wenn ich nicht besser vorgesorgt gehabt hätte. Da man sich nach der Ankunft in irgend einer Stadt in der Regel bald zu Tische setzte, wäre ich wohl meistens genötigt gewesen, auf die Teilnahme zu verzichten.

Kurz und gut, mein Handgepäck war nötig und ich war gezwungen, mein eigener Gepäckträger zu sein. Mit meinen 66 Jahren! Also vorwärts zur Hochbahn hinauf. Drei Stock hoch! In der einen Hand die Reisetasche, in der andern eine Reisedecke mit schwerem Überzieher und Regenmantel zusammengeschnallt, nebst Regenschirm und Sommerüberzieher! Ein Geländer war zwar da, ich hatte aber nur über zwei Hände zu verfügen. Treppe hinauf ging's noch. Aber Treppe ab! Hätte ich den geringsten Stoß bekommen, so wäre ich hinunter geflogen. Daß ich auf dieser Reise den Hals nicht gebrochen habe, ist ein wahres Wunder. Auch bei den vielen Treppen auf dem Dampfschiff war reichlich Gelegenheit dazu.

Wie ausgebildet die Antipathie gegen jedwede Knecht-

schaft in Amerika ist, geht daraus hervor, daß es dort nicht einmal Stiefelknechte giebt. Deshalb erforschte ich bei meiner Ankunft in einem Hotel mein Zimmer stets darauf hin, ob auch eine Kommode oder ein Kleiderschrank oder sonst ein Möbel vorhanden sei, an dem ich meine Stiefel hinausturnen konnte. Glücklicherweise war das immer der Fall.

An Bord der „Saale", 25. Juni 1893.

Heute ist Sonntag, daher hatten wir heute morgen wieder einen Choral an verschiedenen Teilen des Schiffes und das herrliche: „Das ist der Tag des Herrn!" Wir fahren an den Scilly-Inseln (rechts) vorüber, die wir bei unserer ersten Reise morgens 4 Uhr passierten, also nicht zu sehen bekamen. Die Inseln waren früher nackte Felsen, aber ein Philanthrop hat Schiffe voll guten Erdreichs hinschaffen lassen und jetzt beschäftigen sich viele Menschen dort mit der Zucht von Gemüse, das nirgends so gut gedeiht. Dann kommt links das Vorgebirge Lizard. Die Mitreisenden, welche die Fahrt zum Teile schon häufig gemacht haben, sind erstaunt, daß dort alles braun ist, während die Gegend sonst im herrlichsten Grün strahlt. Also hat die Dürre in Europa angedauert. Ihr armen Landleute und Viehbesitzer!

Berichten möchte ich noch über die skrupellose Art, mit der die Amerikaner dem Gesetz eine Nase drehen. Daß sie sich ein Butterbrot kaufen, und daß wir ihnen das nachmachen, um am Bahnhofe Sonntags ein Glas

Bier zu bekommen, habe ich schon erzählt. Man erzählte mir noch andere derartige Scherze: Das Kegelspiel ist mit einer Steuer belegt. Kegelspiel heißt auf englisch „Ninepin“ (Neunerspiel). Was thun die Amerikaner? Sie nehmen zehn Kegel. Wollte man ihnen dafür eine Steuer abfordern, so würden sie mit dem Fiskus einen Prozeß anfangen und diesen gewinnen. Theater und Tingeltangel, die einen Vorhang haben, sind ebenfalls mit einer Steuer belegt. Auch da wissen sich die Amerikaner zu helfen. Sie konstruieren einen wunderschön gemalten Fächer vor der Bühne, der sich beim Beginn der Vorstellung nach rechts und links niederlegt. So etwas nennen sie einen Trick und bilden sich nicht wenig darauf ein.

Jetzt gilt es, die Fahrpläne zu studieren, um zu sehen, ob es rätlicher ist, in Southampton auszusteigen, oder mit nach Bremen zu fahren. Bei der Hinfahrt entschloß ich mich sofort, in Bremen zu Schiff zu gehen. Ich wollte doch meinen Kabinengenossen vorher ansehen. Nun, ich bin gut mit ihm gefahren, mit dem liebenswürdigen Dr. Scheele. Auf der Rückreise hätte ich es schwerlich so gut getroffen. Glücklicherweise bekam ich eine Kabine allein.

Also, Herr Obersteward, ich bitte mir ein Reichskursbuch oder einen Hendschel aus! Ein Reichskursbuch von 1892 ist vorhanden, ein Hendschel nicht. Doch Herr Auffarth hat einen Hendschel, leider nur die kleine Ausgabe, die nur für Deutschland reicht. Aber es

liegen allerlei englische Kursbücher einzelner Eisenbahnen auf, und da die Anschlüsse an die Kontinentlinien verzeichnet sind, so kann ich mit einigem Studium zum Ziele kommen. Man sagte uns, daß wir Dienstag vormittag in Bremen ankommen werden. Da wir in Nordenhamm landen, so fahren wir nach Bremen über Geestemünde. Es ist wahrscheinlich, daß wir den Zug 1 Uhr 34 Min. mittags nach Frankfurt a. M. ꝛc. noch erreichen, dann ist man frühestens Mittwoch in Lahr. Wenn ich in Southampton aussteige, kann ich morgens zwischen 2 und 3 Uhr in London sein. Von da 11 Uhr vormittags Abfahrt nach Dover, von da 1 Uhr mittags nach Calais, Ankunft Calais nachmittags 3 Uhr, Dienstag morgen 6 Uhr in Köln.

Oder: 10 Uhr vormittags Abfahrt von London, Ankunft in Boulogne 2 Uhr 15 Min. nachmittags, Ankunft in Paris (Nord) 5 Uhr 47 Min. nachmittags, Abfahrt von Paris (Est) 6 Uhr 50 Min., Ankunft Straßburg 4 Uhr 23 Min. Dienstag morgen.

Oder: 10 Uhr vormittags Abfahrt von London, 12 Uhr Dover, 4 Uhr nachmittags Ostende, 6 Uhr nachmittags Brüssel, 1 Uhr nachts Metz, Dienstag 4 Uhr morgens Straßburg.

Das ist also mein Fall. Über Paris hätte ich das gleiche erreicht, von da hätte ich aber den Orient-Expreßzug benutzen müssen, und der ist mir zu teuer.

Also heute abend Trennung von der Reisegesellschaft! Es werden einige Flaschen Heidsieck kalt gestellt. Der

Koffer und die Reisetasche sind mit Hilfe des Stewards gepackt. Skrupel macht mir nur eine Flasche Whisky. Freund Kägebehn hatte mir eine Flasche Whisky gewidmet, die mir Emil Schultze morgens mit zur „Saale" bringen wollte. Aber der Ärmste hatte sie vergessen. Er eilte nochmals fort, aber ich sah ihn nicht wieder. Nach zwei Tagen ließ mir einer der Offiziere eine Flasche Whisky überreichen, die ihm ein Herr im Augenblick der Abfahrt für mich übergeben habe. Er hatte sie auch vergessen, und so kam sie etwas verspätet in meine Hände, aber sie war doch da. Ich wollte sie ritterlich meinen Damen zur Verfügung stellen. Aber ein Herr aus Hoboken, Herr Schramm, erhob Einsprache; eine Flasche Whisky, gewidmet von Herrn Kägebehn, sei jedenfalls etwas so Vorzügliches, daß ich sie meiner Frau mitbringen müsse, die Damen auf dem Schiffe würden sie doch nicht zu würdigen wissen. Aber ich müsse sie verzollen. Nun, das wird ja auch noch besorgt werden können. Ein Herr Schmitz, der auch in Southampton aussteigen wird, weiß besseren Rat. „Trinken Sie einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, dann ist sie nicht mehr zollpflichtig!" Und folgsam setzte ich mich mit meinem Steward, der mir neun Tage treue Dienste geleistet hatte, in meine Kabine und wir stoßen miteinander mit Whisky und Water an. Allein hätte ich mich doch nicht daran gewagt.

Der Whisky machte mich nicht nur warm, er rief auch die Erinnerung an die in Hoboken verlebten an-

genehmen Tage in mein Gedächtnis zurück. Die italienische Nacht am Donnerstag den 15. Juni, im Hobokener Klubhaus, bei der ich nicht nur die mir bekannt gewordenen Herren wieder traf, sondern auch die Hobokener Damenwelt kennen lernte. Getanzt wurde glücklicherweise nicht, die Temperatur war sogar für die daran Gewöhnten eine gar zu amerikanische. Unter den Anwesenden war auch ein achtzigjähriger österreichischer Graf, den ich wiederholt in Meyers Hotel und auch früher bei der Samstagabend-Bowle getroffen hatte. Er erzählte mir, daß er Klavier- sowie englischen und italienischen Unterricht gebe. Zu der Bowle-Gesellschaft gehört auch Herr Dr. Kudlich, der im Jahre 1848 in Österreich die Befreiung der Bauern vom Robot, den Fronlasten, durchsetzte. Der Graf war damals österreichischer Beamter und mußte in seiner Stellung den Dr. Kudlich verhaften. Heute ist er Kudlichs Gast bei der Waldmeister-Bowle. So ändern sich die Zeiten. Auch ein Herr Müller war dabei, der früher Buchbindergeselle bei Wetzel in Freiburg war und schon 1846 nach Amerika auswanderte. Er ist jetzt ein reicher Weinhändler in New-York und erzählte, er sei vor einigen Jahren nach Baden-Baden gekommen und habe dort in einem der feinsten Hotels, dem „Europäischen Hof", gewohnt. Da habe er den Buchbindermeister Wagner besucht, der früher Mitgeselle bei Wetzel war, und habe ihn zu einem feinen Essen mit Bordeaux und Champagner eingeladen. Aber

Wagner habe keine Zeit gehabt, er mußte zwölf Hutschachteln machen, die ihm vom „Englischen Hof“ bestellt waren. „Wo hast du deine Pappdeckel?“ sagte Müller da. Und er begab sich an die Arbeit, und es dauerte gar nicht lange, da waren die Hutschachteln fertig und er nahm seinen alten Kollegen unter dem Arm und zog mit ihm in den „Europäischen Hof“, wo es dann gar nicht karg herging.

Auch des Freitagabends gedachte ich, an dem ich die Freunde Emil Schultze mit Tochter Anna, Herrn Hermann Hug sowie Herrn Windisch mit Gattin bei mir in Meyers Hotel in Hoboken hatte. Es war eine recht gemütliche Sitzung.

Und ich gedachte des freundlichen Managers in Meyers Hotel, der wohl früher preußischer Offizier war. Er war stets heiter und dienstbereit, der größte Gegensatz zu den amerikanischen Hotelbeamten. Sein Name ist v. Stosch, er ist ein Neffe des Generals v. Stosch. Frühere Offiziere sollen sich massenhaft in Amerika befinden. Ein Herr erzählte, sein Bruder habe Ländereien in Brasilien, er nehme für die Aufsicht bei dem großen Pferdestand nur Grafen und ausnahmsweise einen Baron.

Ein gutes Zeugnis kann ich den adeligen Herren unserer Gesellschaft ausstellen. Es war ein Oberst v. Mützschefahl, ein Graf Vitzthum, ein Graf Wedell-Philippsburg, Herren v. Holleben und v. Carlowitz dabei. Von vornehmer Zurückhaltung war bei keinem

derselben die Rede. Sie machten kameradschaftlich alle Erlebnisse mit.

London, 26. Juni 1893.

Im Jahre 1862 kaufte ich mir in London eine Photographie des Londoner Straßenlebens im lebhaftesten Stadtteil. Es war Charing Croß. In diesem lebhaftesten Stadtteil Londons befinde ich mich heute wieder und zwar im Charing-Croß-Bahnhof, der zugleich Hotel ist.

Unsere Tischgesellschaft auf der „Saale", außer mir bestehend aus den lieben Ehepaaren Auffarth und Mettegang, der liebenswürdigen Frau Oppmann und den Herren Rentier Höpke und Apotheker Riedel aus Berlin und Fabrikbesitzer Lücke aus Atzendorf, hat gestern noch eine gemütliche Abschiedssitzung gehalten, während wir der englischen Küste entlang fuhren. Als wir nach der Insel Wight kamen, wurde es bereits dunkel und als wir auf der Reede von Spithead Anker warfen, war es Nacht. Wir hatten mehrere hundert Kisten Silber geladen, die ebenfalls auf das Dampfschiff, das uns ans Ufer bringen sollte, geschafft werden mußten. Dann hatten wir noch den Schiffskoloß „Saale" ins Schlepptau zu nehmen, um ihn in die richtige Richtung zu bringen, bis wir endlich in einer mit Petroleumdunst verpesteten Kajüte nach dem eine halbe Stunde entfernten Southampton gebracht wurden. Hier nochmals eine halbe Stunde Aufenthalt in einer unendlich großen

und unendlich ungemütlichen Zollhalle und schließlich Nachtzug nach London. Die Hauptsache war, daß Kägebehns Whiskyflasche ungehindert passieren durfte. Nach einer Fahrt von 2½ Stunden kamen wir in London an. Mit meinem neu gewonnenen Freunde Hollenbach fuhr ich dann in einem Cab nach dem Charing-Croß-Hotel, wo wir zwischen zwei und drei Uhr nachts von mehreren, in Anbetracht der nächtlichen Zeit, erträglich freundlichen Bediensteten des Hotels empfangen wurden. Noch eine Fahrt samt Gepäck bis in den zehnten Stock mit dem Elevator, und ich konnte in einem ganz behaglichen Schlafzimmer meine müden Glieder zur Ruhe legen. Nachdem ich heute morgen in einem prächtigen Saale, zum erstenmale wieder auf europäische Art, behaglich gefrühstückt habe, werde ich in einer halben Stunde mit Freund Hollenbach mit dem Zehn-Uhr-Zuge des South Eastern-Railway nach Dover dampfen und von da mit dem Dampfschiff quer über den Kanal nach Ostende fahren. Hollenbach wollte eigentlich einen Tag in London zubringen, aber er entschließt sich, mit mir weiter zu fahren, um Gesellschaft zu haben. Er stammt aus der Gegend von Bingen und wohnt jetzt in Louisville im Staate Kentucky. Vor Jahren hatte er mit vielen anderen eine Kolonialgesellschaft in Kentucky gebildet. Sie wollten in dem herrlichen Klima Weinbau im großen treiben. Das Terrain wurde ihnen von den Besitzern billig überlassen. Sie hatten nur die Einzäunungen herzustellen. Da-

für hatten sie es fünf Jahre zur Verfügung. Aber die Geschichte klappte nicht. Wenn die Zeit der Ernte kam, war der eine Teil der Trauben faul, der andere Teil noch steinhart. Da löste sich die Kolonialgesellschaft auf und mein neuer Freund kaufte gute Trauben und machte Wein daraus, wobei er nun viel Geld verdient. Außerdem führt er viel Wein aus seiner Heimat ein und fabriziert Whisky. Er hatte eine Flasche vom allerbesten, vierzehn Jahre alt, bei sich und ich mußte sie wiederholt an den Mund setzen, als wir die nächtliche Fahrt von Southampton nach London machten. Wie bei uns altes Kirschwasser, bei den Franzosen alter fine de Champagne, so ist in Amerika alter guter Whisky der Gegenstand einer gewissen Verehrung und die Verfertiger und Besitzer erfreuen sich großen Ansehens. Hollenbach treibt das Geschäft in Gemeinschaft mit einem Bruder, dessen Gattin aus Kippenheim stammt.

Ostende, 27. Juni 1893.

Beim schönsten Wetter fahren wir durch London, schneller heraus als hinein. Wir sind in seinem innersten Innern gewesen, ohne es gesehen zu haben. Auf der Fahrt nach Dover berühren wir Chislehurst, die Zufluchtstätte Louis Napoleons. Es ist entzückend gelegen, viele Bäume und viele reizende Villen. Sonst gewährt die Landschaft keinen erfreulichen Anblick, Fruchtfelder mit Frucht von 1½ Fuß Höhe, Weiden, auf

denen Vieh weidet, auf denen man aber kein Gras bemerkt. Die Hopfenäcker sehen anders aus, als bei uns, die Hopfenpflanzen sind nur zwei Meter hoch. Es wird eine andere Sorte sein, als die bei uns gebaute.

Bald nach unserer Ankunft setzen wir uns zu Tisch. Noch ein weiterer Herr von der „Saale" speist mit uns, der Vertreter der bekannten Firma Schäfer und Butenberg für Amerika. Auf der Speisekarte heißt es: Speisen, dann das Verzeichnis auf deutsch, dann: Comestibles und das Verzeichnis auf französisch, endlich: Eetwaren und das Verzeichnis — nicht auf holländisch, wie ich erst meinte, sondern auf vlämisch.

Meine beiden Reisegesellschafter fahren nach der Landung in Ostende sofort mit der Bahn weiter. Ich bleibe in Ostende. Nachdem das Wort Ostende auf der „Saale" und dann in London wiederholt an meine Ohren geklungen, kam es wie eine Erleuchtung über mich und es entstand der Entschluß in mir, mich in Ostende einige Tage von den Erschütterungen auf den amerikanischen Eisenbahnen und den Dampfschiffen zu erholen. Meine Habseligkeiten kamen glücklich über die Grenze, auch Kägebehns Whiskyflasche.

Freund Auffarth, der früher einmal einige Wochen in Ostende gewesen war, hatte mir das Hotel d'Allemagne von Stracke empfohlen. Den Omnibus dieses Hotels suchte ich mir denn auch aus den vorhandenen mindestens 25 Omnibussen heraus, mit Schaudern an Amerika denkend, wo ich z. B. in Hoboken nach 33-

ständiger Fahrt 20 Minuten mit meinen beiden Gepäckstücken beladen zu Meyers Hotel hinkeuchte. In Strackes Hotel war es vortrefflich, mein geräumiges Zimmer ging zwar auf den Hof, aber der Hof war schön mit Blumen angelegt. Infolge der nächtlichen Fahrt hatte ich großes Bedürfnis nach einem warmen Bade, aber im Hotel gab es das nicht, man verwies mich in eine Badeanstalt, da war aber auch nichts zu wollen, ich glaube, man berief sich darauf, daß Ebbe sei. Nachdem ich mich gewaschen und umgekleidet hatte, ließ ich mir von dem sehr liebenswürdigen Oberkellner den Weg zum Strande zeigen. Da wurde es mir erst klar, daß ich in Ostende war. Feinste Hotels, eins neben dem andern, alle mit der Aussicht auf das Meer, und an den geöffneten Fenstern speisende Gäste. Es zog mich hinein und ich betrat das Hotel Kursaal und Beau-site, wo gerade an saubern mit Blumen geschmückten Tischchen das Diner serviert wurde. Ich bekam noch einen Platz am Fenster und genoß dort neben trefflichster Seeluft ein Mahl, das, wenn möglich, noch über die Tafel an Bord der „Saale" ging, wo die weit über hundert Teilnehmer in dem niedrigen Speisesaal nicht zur Veredlung der Atmosphäre beitrugen. Ich erkundigte mich nach den Preisen, die mir, da ich noch an amerikanische Preise gewöhnt war, als sehr billig erschienen. Mein Entschluß war also bald gefaßt und ich nahm das nach dem Meer hinaus gelegene Zimmer Nr. 10.

Ostende, 28. Juni 1893.

Als ich heute morgen Herrn Stracke mitteilte, es zöge mich unwiderstehlich an das Meer, und ihn um Entschuldigung bat, daß ich sein Hotel verlasse, meinte er: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

So bin ich denn, das erstemal in meinem Leben, in einem Seebade. Ich habe zwar auf der „Saale" und später auch in New-York wiederholt im Meerwasser gebadet, aber die Meereswellen habe ich noch nicht an meinen Körper schlagen gefühlt. Das erste Bad, das ich im offenen Meere nahm, bot mir immerhin einige Überraschungen. Ich war in einem Karren, mit einem Gaul bespannt, in das Meer gefahren worden. Als ich in meinem blau gestreiften Badegewand den Karren verließ, eilte ich sofort dem Meere zu, das eben zurückgetreten war. Da mir das Wasser nur bis an die Knie ging, legte ich mich auf den Bauch, um den obern Körperteil auch naß zu machen, den Kopf dem Lande zugewendet. So konnte ich eine gewaltige Woge nicht bemerken, die vom Meere aus auf mich zukam. Sie nahm mich wohlwollend in ihre Mitte, hob mich 1½ Meter hoch in die Höhe und legte mich dann sanft wieder nieder. Auf diese Art war ich mit den Gebräuchen der Meereswogen bekannt geworden und wußte mich danach einzurichten. Ich schwamm meist parallel mit der Küste. Wenn dann eine Woge kam, ließ ich mich von ihr in die Höhe heben, dabei wurde der Kopf wohl etwas gewaschen, aber ich konnte nachher doch

ruhig weiterschwimmen. In meiner Nähe badete ein sehr nettes Paar. Die anmutige Dame stützte sich auf den Herrn. Wenn die Woge kam, schwebten sie miteinander auf und nieder. Es sah reizend aus. Eine Stunde später entdeckte ich das Paar in meinem Hotel in eleganter Toilette an einem der nächsten Tische speisend. Er war, wie mir schien, ein Rittergutsbesitzer aus dem Osten. Eine zweite Überraschung erlebte ich gleich nach meinem ersten Bad, als ich mich meines Badgewandes wieder entkleiden wollte. Ich hatte der Frau, welche mir dasselbe auszuliefern hatte, bemerkt, daß sie mir eine hohe Nummer geben möge. Sie hatte das auch versprochen und da ich ihr ein ziemlich gutes Trinkgeld gegeben hatte, überhäufte sie mich, als sie mir das Gewand übergab, mit: „Leewe Heer! Hartje!" (Herzchen) ꝛc. Ich kam nur mit Mühe hinein. Das nasse Kleidungsstück wieder vom Leib zu bringen, wollte mir aber durchaus nicht gelingen. Es war wieder ein Kampf ums Dasein, wie seiner Zeit bei der nächtlichen Eisenbahnfahrt. Endlich mußte ich zu einem Gewaltmittel schreiten, ein kräftiger Ruck und die Fesseln fielen. Aber damit waren meine Erlebnisse bei meinem ersten Seebad noch nicht beendigt. Als ich mit Anziehen beschäftigt war, ertönte ein kräftiger Schlag mit dem Peitschenstiel auf meinen Karren, ich hatte den Schlag schon kennen gelernt, als es sich um das Trinkgeld für den Kutscher, der mich ins Meer gefahren hatte, handelte, ich wollte gerade anfangen, darüber nachzudenken, was dieser

Schlag wohl bedeuten möge, aber auf den Schlag folgte ein sofortiges kräftiges Anziehen des Karrens, so daß mir zum Nachdenken keine Zeit blieb. Ich stand gerade auf einem Bein, mit dem Anziehen der Unaussprechlichen beschäftigt. Glücklicherweise flog ich nur mit einigem Gepolter gegen die Wand, ich hätte ebenso gut ins Meer fliegen können, da ich die Thüre aufgelassen hatte. Es war Flutzeit, das Meer war bis an meine Thür gestiegen und der wohlmeinende Kutscher holte den Karren ins Trockene. Den Schlag mit dem Peitschenstiele kennen alle erfahrenen Badenden. Wenn er ertönt, setzt man sich auf die Bank. Das Anziehen des Karrens kann dann ohne Gefahr vor sich gehen.

Da ich hier gar keine Gesellschaft habe, kramte ich heute nachmittag in den vielen Drucksachen, mit denen ich auf meiner Reise meinen Koffer belastet habe. Dabei fiel mir die „New-Yorker Staatszeitung" vom 16. Juni in die Hände mit der großartigen Rede von Karl Schurz auf dem Deutschen Tag in der Chicagoer Worlds Fair. Vorher hatte Harry Rubens eine glänzende Ansprache gehalten, die mit einem Hoch auf Deutschland schloß. Ich erachte es für ein Verdienst, wenn ich die ganze Rede von Karl Schurz diesem Bericht einverleibe. Die Rede aber lautete, wie folgt:

Dies ist der deutsche Tag, ein Ehrentag in dem friedlichen Wettkampf der deutschen Völker auf dem gastlichen Boden der amerikanischen Republik. Von nah und fern kamen wir her, um unsere Huldigung zu zollen dem Genius der deutschen Nation. Als mir die hohe Ehre des Rufes wurde, dieser

Huldigung im Namen meiner Landsleute Ausdruck zu geben, fand ich manche Hindernisse in meinem Wege. Aber das deutsche Blut in meinen Adern ließ mich nicht ruhen; und hier bin ich denn, um meine Stimme mit der Eurigen zu vereinigen in dem freudigen Gruß an das alte Vaterland. Wie wenig kennen uns doch unsere Stammesgenossen drüben, die da glauben, das Herz des deutschgeborenen Amerikaners sei in selbstsüchtiger Dollarjagd erkaltet und fühle nichts mehr für die alte Heimat!

Heute vernehmen sie die Sprache des Herzens: es ist ja wahr, wir sind treue Bürger der großen amerikanischen Republik, treu wie die treuesten, und stolz sind wir auf unser Bürgertum, stolz auf das freie Gemeinwesen, dessen Selbstregierung *unsere* Regierung, dessen Wachstum *unser* Wachstum, dessen Schicksal *unser* Schicksal ist, stolz auf das mächtige und edle Volk, mit dem wir uns eins fühlen, stolz auf das ruhmvolle Sternenbanner, das Symbol harterkämpfter Nationaleinheit, das Wahrzeichen einer großen Vergangenheit und einer größeren Zukunft, stolz darauf sind wir wie die Stolzesten. Unsere Pflichten verstehen wir auch und freudig erfüllen wir sie. Wenn immer unser neues Vaterland seine Söhne zu den Waffen rief, gegen den inneren oder äußeren Feind, so eilte der deutschgeborene Bürger unter den ersten zur Fahne, um Blut und Leben auf dem Schlachtfeld der gemeinen Sache zu weihen, und unter den Helden und Märtyrern der Republik hat es nie gefehlt an Namen von deutschem Klang.

In allen Werkstätten des Gedankens und auf allen Feldern der Arbeit haben der deutsche Geist und die deutsche Hand emsig und fruchtbringend geschafft, und wohl dürfen wir sagen, daß die Erde Amerikas reichlich gedüngt ist mit deutschem Blut und deutschem Schweiß. Und wenn immer es galt, durch die Ausübung der politischen Rechte, die uns das neue Vaterland mit freigebiger Großherzigkeit verlieh, der

Sache der Freiheit, der Gerechtigkeit und der ehrlichen Regierung zu dienen, so dürfen wir uns wohl rühmen, daß, obgleich nicht von zeitweiligen Irrtümern frei, die Masse der deutschgeborenen Bürger doch stets ihren Weg gefunden hat in die Reihen derer, bei denen die Ehre und die Wohlfahrt des Landes am sichersten waren. Es giebt Verirrungen, zu denen selbst die verlockende Stimme des Parteigeistes die deutschamerikanischen Bürger nie hat verführen können. Fragt den politischen Schwindler und er wird bekennen müssen, daß ihm das deutsche Votum immer Angst und Sorge macht; fragt den treuen Patrioten und er wird Euch sagen, daß er mit Zuversicht auf den gesunden, redlichen Sinn und die patriotische Eingebung der deutschamerikanischen Bürger baut.

Und mehr als dies. Wie lebhaft auch die Teilnahme des Deutsch-Amerikaners an den Schicksalen, Bestrebungen und Kämpfen des alten Heimatlandes sein mag, wie denn auch seine Wünsche den Stammesgenossen auf allen Pfaden folgen mögen, nie hat er sein Pflichtbewußtsein dem neuen Vaterland gegenüber verwirren lassen durch den Gedanken, diese Republik von der sicheren Bahn ihrer bewährten herkömmlichen Politik abzuleiten, sie in die Händel der alten Welt zu verstricken und ihre Macht für ein ausländisches Interesse auszuspielen. Nie hat er in amerikanischer Politik europäische Politik zu treiben versucht. Einen Wunsch freilich hat er immer gehegt, und er wird ihn immer hegen. Es ist ein deutscher, aber nicht minder ein loyal amerikanischer, patriotischer Wunsch, es ist, daß das Wohlwollen, das zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland von alters her bestanden, niemals durch eine Wolke von Zwist oder auch nur von Mißverständnis getrübt werde, und daß unser altes und unser neues Vaterland immerdar den Nationen der Welt das schöne Beispiel einer herzlichen und unverbrüchlichen Völkerfreundschaft geben mögen.

Wir blicken zurück auf jene dunklen Tage des Rebellionskrieges, als die Union am Rande des Unterganges zu taumeln schien, als unsere Heere Niederlage auf Niederlage erlitten, als nicht nur unsere Feinde und Neider, sondern auch unsere schwachherzigen Freunde in der alten Welt das Auseinanderfallen der großen Republik als Gewißheit prophezeiten; als der Kredit unserer Regierung auf den niedrigsten Punkt sank, als die Hoffnung auch der Mutigsten ins Wanken kam. Mit freudiger Genugthuung erinnern wir uns, daß von allen Völkern der Erde das deutsche Volk allein nicht das Vertrauen verlor auf den endlichen Sieg unserer guten Sache und auf die Zukunft Amerikas, daß es unbedenklich seine Ersparnisse zu Millionen und Millionen unserer schwergeprüften Republik darlieh und ihr so in dem verzweifelten Kampfe neue Kraft gab. Das war der Freund in der Not, der dem bedrängten Freunde vertrauensvoll beistand, und redlich, wie er es verdiente, wurde dies Vertrauen belohnt.

Diese Völkerfreundschaft zwischen dem alten und dem neuen Vaterlande ewig stark zu erhalten, ist der Wunsch, den der Deutsch-Amerikaner warm im Herzen trägt und den er gewiß im Herzen eines jeden edelgesinnten patriotischen Eingeborenen wiederfindet. Der ist nicht fähig, die junge Braut treu zu lieben, der nicht die alte Mutter in treuem Andenken hält; wer das alte Vaterland nicht ehrt, der ist des neuen nicht wert. So senden wir denn aus der Fülle des deutschen Herzens unseren Gruß über das Meer. Stolz, wie wir sind, aus freier Wahl der amerikanischen Republik anzugehören, so sind wir stolz darauf, der großen Nation entsprossen zu sein, die ein Jahrtausend hindurch auf unzählige Schlachtfelder der Waffen, des Gedankens und der Arbeit ihre Siegesmale gepflanzt hat, der Nation, die ein mächtiges Kulturvolk war, lange ehe Kolumbus die Küsten Amerikas sah! Sagen wir heute laut, wie sehr wir das Land

lieben, in dem unsere Wiege stand. Mit wehmütiger Brust denken wir an die grünen Wasser des heimatlichen Rheins, in denen sich die altersgrauen sagenumwobenen Burgen spiegeln, wo die edle Traube glüht; wo der Mensch froh ist, auch ohne zu wissen warum; wo das deutsche Lied doppelt poetisch klingt; wo vom Niederwald das Bild der sieghaften Germania so trotzig über die Grenze blickt, an das schöne, liebe Land, von dem jeder Fuß uns teuer ist, von den dunkeln Forsten des Schwarzwaldes und dem baierischen Hochgebirge bis zu den Dünen der Nordsee, von den tausendjährigen Eichen auf der roten Erde Westfalens bis zu den schlesischen Bergen und den Buchenwäldern am Baltischen Meer.

Wir, die wir zu dem älteren Geschlecht gehören, wie haben wir einst die Erniedrigung des deutschen Namens empfunden, als das alte Vaterland in ohnmächtiger Zerrissenheit dalag, als Deutschland nur ein geographischer Begriff war; als der patriotische Geist seine Kraft in zerfahrenen Versuchen zersplitterte; als das Volk der Denker nach all seiner glorreichen Vergangenheit nur noch als ein Volk thatenloser Träumer und die Zukunft des Vaterlandes als eine trostlose Öde erschien! Wer das erlebt, nur der kann es fassen, wie hoch und teuer das Herz schlug, als die große Kunde über den Ocean kam, der böse Zauber sei gebrochen; der Rotbart im Kyffhäuser sei erwacht und die alten Raben umkreisten den Berg nicht mehr! Das war ein Schauspiel, wie der einst so verspottete deutsche Michel plötzlich aus dem Schlafe erwachte; wie er die gewaltigen Glieder reckte; wie er seinen Schild schüttelte, daß es klang wie alle Donner des Firmamentes; wie das Stampfen seines Fußes den Boden Europas erzittern machte; wie er mit mächtigem Schwertschlag den übermütigen Feind vor sich in den Staub warf; wie er mit Posaunenstimme ausrief: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ und wie die Menschheit staunend aufblickte an der riesigen Heldengestalt! Das war eine herrliche

Zeit! Wo immer in der weiten Welt es ein deutsches Herz gab, da schlug es voll Bewunderung und Dankbarkeit den Stammesgenossen im alten Vaterlande entgegen; und wo immer die deutsche Zunge klang, da erscholl in freudigem Chor das große Wort: „Der Deutsche hat wieder ein Vaterland!“ Jede deutsche Brust hob sich mit kühner Selbstachtung und jeder Tropfen deutschen Blutes erwärmte sich an der neu aufgestiegenen Frühlingssonne deutscher Ehre und Größe!

Viele Jahre sind seitdem vergangen und nun sehen wir wieder die Germania im Siegeskranz, diesmal nicht der blutige Lorbeer, auf fernen Schlachtfeldern gewonnen, sondern jetzt hier auf unserem eigenen Boden, unter unseren eigenen Augen, die Germania, geschmückt mit der Bürgerkrone, die sie sich erobert hat im friedlichen Völkerwettkampfe der Erfindung, der Kunst, der schaffenden Arbeit, des fruchtbringenden Strebens, der Civilisation. Hier steht sie, nicht mit dem großen Haufen vermischt, hinter keiner zurück, und weit voraus den meisten. Was Deutschland im Kriege vermochte, das wußte die Welt, sie hat es gehört und gelesen. Was Deutschland im Frieden kann, das sieht sie jetzt. Gestehen wir's nur, manche von uns hatten soviel kaum zu hoffen gewagt.

Man erinnert sich Deutschlands auf der Philadelphiaer Weltausstellung des Jahres 1876. Jene Leistung war nicht allein klein an Umfang gewesen, sondern auch kleinlich an Charakter. Sie trug noch das Merkmal der alten Zeit, jener traurigen alten Zeit vor der Wiedergeburt des Reiches, als in der Zerrissenheit des Vaterlandes der Deutsche noch kleinstaatlich lebte und kleinstädtisch dachte, als der Gedanke in dem Wettkampf der Völker sich auf den ersten Platz zu schwingen, den meisten Deutschen noch fast wie eine thörichte Vermessenheit erschien, als in dem geschäftlichen Streben der spießbürgerliche Plan des kleinen, nächstliegenden Vorteils durch Unterbieten im Preise den weitsichtigen Unternehmungsgeist und die kühnen Griffe in die Zukunft ausschloß.

Freilich hatte zur Zeit der Philadelphiaer Ausstellung das neue Deutsche Reich schon fünf Jahre bestanden und freilich war Deutschland die tonangebende Macht des europäischen Kontinents. Aber diese fünf Jahre waren doch zu kurz gewesen, als daß den national-politischen Aufschwung ein national-wirtschaftlicher schon hätte einholen können. Die Folgen zweier großen Kriege mußten erst überwunden und der Bann der Kleinlichkeit, jenes alten Fluches des deutschen Wesens, mußte erst ganz gehoben werden durch das Wachstum weiterer Anschauungen, kühneren Strebens und höherer Ziele. Und dieses Wachstum ist gekommen, wie es bei einem tüchtigen Volke kommen mußte, unter jener mächtigsten aller Inspirationen des Volksgeistes, der Inspiration einer edleren und stolzeren nationalen Selbstachtung, und, wie bei dem einzelnen Menschen, so bei einem Volke, ist Selbstachtung Charakter.

Es giebt in dem Kampf der Konkurrenz zwei Arten von geschäftlicher Politik, die für den Charakter des Geschäftsmannes und den des Geschäfts bezeichnend sind. Die eine ist, was ich schon erwähnt, das Unterbieten im Preise, mit der Devise „Billig und schlecht“. Dies ist die Politik des Spießbürgers, der seinen Vorteil durch kleinliche Schlauheiten sucht und sich an eine ebenso kleinliche Kundschaft wendet, eine engherzige, feige, kurzsichtige, durch ihre eigenen Kniffe sich selbst übervorteilende Politik, die wohl ein Feld zeitweilig gewinnen, es aber nie auf die Dauer behaupten kann, die durch ihre kurzen Siege ihre eigene Niederlage umso gewisser macht; eine Politik, die eines tüchtigen Mannes und eines tüchtigen Volkes unwürdig ist. Die andere ist die Politik des Überbietens im Werte mit der Devise: „Beste Ware für guten Preis“. Dies ist die Politik des Geschäftsmannes von weitem Blick und von Charakterstolz, des Mannes, der mit offenem Geist die Bedürfnisse seiner Zeit erforschte und die besten Mittel sucht,

ihnen zu genügen, der die Fortschritte der Erfindung und die Entwickelung der Gelegenheiten mit scharfem Auge verfolgt, der mit großem Sinn und freigebiger Hand die Wissenschaft und die Kunst zu seinen Gehilfen macht, der sich mit ehrlichem Handeln eine ehrliche Kundschaft gewinnt und der auf dem Boden des gewonnenen Vertrauens mit kühnem Unternehmungsgeist Weiteres wagen darf. Das ist die Politik eines Volkes, das seine Industrie und seinen Handel in großem Maßstabe aufbauen will; eines Volkes, das Geist besitzt und diesen Geist zu gebrauchen versteht; eines Volkes, das in seine eigene Kraft Vertrauen und vor seinem eigenen Charakter Respekt hat. Das ist die Politik, die den Weltmarkt erobern und ihn auch behaupten kann.

Die Politik des Unterbietens im Preise, das war Deutschland in Philadelphia, ein nachschleichender Schatten des Deutschlands der alten Zeit, der Zeit der Zerrissenheit, der Ohnmacht, der Kleinlichkeit, der Selbstironie, des Zweifels an der eigenen Kraft. Die Politik des Überbietens im Wert, das ist Deutschland in der Weißen Stadt zu Chicago, das Deutschland der neuen Zeit, des mächtigen Reiches, des gehobenen Nationalgefühls, der Selbstachtung, der großen Inspirationen, des gewaltigen Könnens und des hohen Strebens. Groß in seinem Kriegsruhm und nicht weniger groß in den Werken des Friedens — diesem Deutschland bringen wir heute unseren Gruß. Mit stolzem Bewußtsein des Vollbrachten kann Deutschland hier den Völkern der Erde zurufen: „Kommt her und seht!“ In diesen Räumen zeigt sich nicht nur das treffliche Produkt, hier wacht der Geist der Nation. Nach den deutschen Siegen im französischen Kriege sagte man: „Das war nicht bloße brutale Kraft, das hat der deutsche Schulmeister gethan.“ Dasselbe Wort gilt hier, wenn man dem deutschen Schulmeistertum die deutsche Universität zuzählt.

In keinem Lande der Welt wird so viel wie in Deutschland

die Wissenschaft nur ihrer selbst wegen, das ist, um der Erkenntnis wegen, gepflegt, und doch hat sie in keinem Lande der Welt dem praktischen Schaffen größere Dienste gethan. Das Beispiel steht vor uns. Was ist hier nicht alles — von dem Nürnberger Spielzeug bis zu dem riesigen Ungeheuer der Kruppschen Kanone, bis zu den Wundern der Schmiedekunst und des Berliner und Meißner Porzellans, bis zu den modernen Erzeugnissen auf dem Gebiete des Maschinenbaues, des Bergbaues, des Eisenbahnwesens, der Chemie, der elektrischen Triebkraft und des elektrischen Lichts — da leuchtet wieder das deutsche Licht am hellsten und weitesten! — von den einfachsten Anfängen bis zu den Herrlichkeiten der heutigen Textilindustrie, bis zu den glänzendsten Schöpfungen der Neuzeit in Malerei und Skulptur, von den einfachsten Lettern des gewöhnlichen Buchdrucks bis zu dem blendendsten Prachtwerke in Buchstaben und Bildern, von der Handfibel der deutschen Volksschule bis zu dem Apparat höchster Wissenschaft. Alles dies und viel mehr, wie es auf deutschem Boden gewachsen ist, das Nützliche und Schöne, vereint in einer Mannigfaltigkeit, Fülle und Pracht und von jener Anmut durchwebt, wie sie nur einem durch vielhundertjährige Geschichte gebildeten Kulturvolke eigen sein kann, hier ist dies alles, so erstaunlich und doch so unleugbar und überzeugend, daß die Kritik im Kampf mit der Bewunderung weicht und selbst die Mißgunst und Eifersucht stumm wird.

Niemand verarge uns, wenn auch wir Deutsch-Amerikaner fühlen, als hätten wir an diesem schönen Siege der Stammesgenossen unseren Anteil. Es sei uns vergönnt, uns in dem Glanze des alten Vaterlandes zu sonnen. Mit Stolz zeigen wir dies alles unsern amerikanischen Brüdern und sagen: „Seht, dies ist Deutschland, das Land, das uns geboren. Dies ist das deutsche Volk, das Volk, dem wir entsprossen sind. Achtung diesem Land und diesem Volk!“ Allen

anderen Nationen gönnen wir neidlos, was immer an Triumphen sie verdient haben. Wir sind mit diesem zufrieden und für diesen Triumph senden wir dem alten Vaterlande unseren herzenswarmen Dank. Dank dem deutschen Geist und der deutschen Kraft, die alles dies geschaffen. Dank dem Kaiser für die mächtige Anregung, die er diesem Werk in Deutschland gegeben, und für die Gunst und Hilfe, die er ihm angedeihen ließ. Dank dem Kommissär des Deutschen Reiches, Herrn Wermuth, der mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit, mit sicherem Takt und mit rastloser Hingabe und Energie dieses Werk vorbereitet, geordnet, gefördert und überwacht hat. Sein Name wird hier stets in hoher Achtung und Freundschaft bleiben. Dank jedem deutschen Manne, der seinen Anteil, ob groß oder klein, zu diesem glänzenden Beweise deutschen Könnens beitrug. Diesen Dank begleiten unsere wärmsten Wünsche.

Mögen dem deutschen Vaterlande zur Entwickelung des so kräftig Begonnenen und so herrlich Erreichten noch viele Jahre ungetrübten Friedens beschieden sein. Möge es alle Prüfungen, die das Schicksal ihm auferlegen mag, seiner würdig bestehen. Der Horizont Deutschlands ist freilich nicht wolkenlos. Gefährliche Nachbarn sowie auch nicht weniger der hitzige Interessenstreit und das Parteigewirre im Innern mögen wohl oft dem deutschen Patrioten die Ursache schwerer Sorge sein. Aber ich gestehe, ich bin wenig besorgt um das Ende, was wir dort Beunruhigendes sehen, ist in der Weltgeschichte nichts Ungewöhnliches.

Große nationale Neubildungen, aus früher gesonderten und unabhängigen Bestandteilen zusammengesetzt, haben immer eine Periode der Verwirrung zu überwinden, bis die Erkenntnis dessen, was in dem neuen Zustande die Hauptsache ist, das ganze Sammelvolk durchdrungen hat. Wie lange hat es in unserer amerikanischen Union gewährt, bis dieser Prozeß vollendet war! Wie er sich hier vollzog, so wird er es auch

drüben. Das deutsche Volk wird niemals vergessen, daß seine Einigkeit, im Reiche verkörpert, die Grundbedingung seiner Stärke, seiner Größe und seiner Wohlfahrt ist, und das Reich wird unfehlbar die verläßlichste Bürgschaft seines Bestehens finden in der fortschrittlichen Entwickelung freier Institutionen. Das deutsche Volk ist, wie jedes andere Volk, „je freier, um so treuer.“ So wünschen wir herzlich und hoffen wir fest, daß das einzige Deutschland immerdar grünen und blühen werde, sich selbst und aller Welt zum Heil.

Uns aber, den Amerikanern deutschen Blutes, sei, was wir hier sehen, eine Mahnung und eine Inspiration. Vergessen wir nie, daß wir des vaterländischen Ruhmes froh sein dürfen nur in dem Maße, in dem wir seiner würdig sind. Ich sagte: „Wer das alte Vaterland nicht ehrt, ist des neuen nicht wert!“ Ich sage aber auch: „Der ist des alten Vaterlandes nicht wert, der nicht im neuen zu den pflichttreuesten Bürgern zählt. — Noblesse oblige.“

Sich einen Deutschen zu nennen, meint jetzt mehr, als es früher gemeint hat. Wer sich so nennt, der vergesse niemals seine Ehrenpflicht. Er achte Deutschland in sich selbst. Großes kann der Deutsch-Amerikaner vollbringen in der Entwickelung der Sammelnation der neuen Welt, wenn er in seinem Sein und Thun das Beste des deutschen Wesens mit dem Besten des amerikanischen vereint zur Gestaltung bringt. Und hier, an diesem deutschen Ehrentage, laßt uns geloben, diese hohe Aufgabe zu erfüllen.

Dies ist der Gruß, den wir hinübersenden: Mit dieser Liebe für was du bist, mit diesem Dank für was du gethan, mit diesem Wunsch für deine Wohlfahrt, mit diesem Gelübde, deiner würdig zu sein, aus vollem Herzen grüßen wir dich, du große, alte Mutter, du herrliches, du liebes deutsches Vaterland!“

Ostende, 28. Juni 1893.

Seit zwei Monaten habe ich nur ausnahmsweise eine Zeitung in die Hand genommen. Die Zeitungen, welche aus Deutschland kamen, und von denen man zuweilen eine oberflächlich ansah, waren mindestens 14 Tage alt. Die amerikanischen Zeitungen enthielten zu viel Klatsch, so daß man nur die Depeschen las, und das geschah auch nur mit großen Pausen. In London kaufte ich vor meiner Abreise den „Standard", und da las ich die entsetzliche Nachricht von dem versunkenen Kriegsschiff der englischen Marine, „Viktoria". In der Chicagoer Ausstellung, im Transportation-Building, hatte ich ein Modell des großartigen Schiffes gesehen, aber ein großes Modell, mit Hilfe dessen man das Schiff bis in die kleinsten Details kennen lernen konnte. Das ist also jetzt von der Welt verschwunden und mit ihm vierhundert brave Männer.

Unglücksfälle dieser Art sind leider keineswegs so selten, als man meistens annimmt; seit dem Jahre 1863 zählt man elf derselben, unter denen der Untergang des „Captain" beim Kap Finisterre, mit welchem 472 Seeleute versanken, derjenige des Schulschiffes „Euridice", welches am 24. März 1878 während eines Schneesturmes angesichts der Insel Wight versank, 318 Eleven verloren bei diesem Schiffsunglück, dessen Ursache man niemals hat feststellen können, ihr Leben. Wenn wir bis zum Anfang des Jahrhunderts

zurückgehen, finden wir 1782 das Unglück des „Royal George“ auf der Reede von Spithead. Mehr als 600 Menschen kamen dabei um, Offiziere, Matrosen, Besucher, denn das Schiff war in Reparatur und man benutzte es als Zielpunkt von Vergnügungspartien.

Im „Figaro“ lese ich haarsträubende Berichte über die Trockenheit auf dem Kontinent. Einer der Berichterstatter schreibt: „Die französische Landwirtschaft wird in diesem Jahre einen größeren Verlust haben, als die Kriegsentschädigung von 1870 gekostet hat.“ Im Osten Frankreichs habe man die Landleute ihre Pferde töten sehen, weil sie keine Nahrungsmittel mehr für sie hatten. Sie ließen das Rindvieh, das sie auf den Märkten nicht verkaufen konnten, auf der Landstraße stehen. Heu kostet elf, zwölf, selbst dreizehn Franken. Auch in den Ardennen und im Jura ist die Futterernte gleich Null. Ein Paar dreijähriger Ochsen wurde für 75 Franken verkauft. In Epinal konnten die Besitzer von Pferden dieselben um keinen Preis verkaufen und ließen sie auf dem Marktplatze stehen. Die Verzweiflung ist groß. Ein Landmann aus der Umgegend von Frovard, Besitzer eines Landgutes für Weidevieh, hat im Wahnsinn seine sechs Kühe getötet und sich dann erhängt. Im Departement de l'Eure ließen die Bauern durch den Stadttambour verkünden, daß sie Ochsen- und Kalbfleisch zum Preise von 40 Centimes verkaufen, halb so viel, als die Metzger berechnen. Im pays de Caux beginnt das Trinkwasser zu fehlen. In Criquetot

wurde der Eimer Wasser zu 15 Centimes verkauft. Und was für Wasser!

Sodann kaufte ich mir hier die „Frankfurter Zeitung“. Sie enthält das ganze Verzeichnis der in den Reichstag Gewählten. Also wir sind wieder so glücklich, durch Herrn Senfverfertiger Schättgen vertreten zu sein. Hat denn der Mann keinen Funken von Bescheidenheit? Sieht er denn nicht ein, daß er nicht in der Lage ist, die Notwendigkeit der Militärvorlage zu begreifen? Aber, er will sie ja gar nicht begreifen, er will nur stimmen, wie die Klerikalen befehlen. Und befriedigt das nun seinen Ehrgeiz? Wie könnte er sich in dem gemütlichen Haslach seinen Schoppen schmecken lassen! Statt dessen muß er in dem ungemütlichen Berlin schwitzen und sich von den gebildeten Leuten über die Achsel ansehen lassen. Und die Wähler Schättgens! Hat man in Deutschland deshalb Jahrzehnte um das allgemeine Wahlrecht gekämpft, damit die Wähler, nachdem ihnen dasselbe gewährt, ihre Stimmen dem Klerikalismus zur Verfügung stellen? Sehen die Wähler nicht ein, welche Waffe sie dadurch dem Absolutismus in die Hand geben? Hat es einen Sinn, den Bürgern das Wahlrecht zu geben, wenn sie auf dessen Anwendung verzichten? Es scheint allerdings, daß die Zusammensetzung des Reichstags derart ist, daß die Militärvorlage mit einer geringen Majorität angenommen wird. Wie beschämend für Schättgens Wähler, wenn sie nicht dazu mitgewirkt

haben, dem Vaterlande zu seiner Verteidigung die nötigen Waffen in die Hand zu geben! Und wie beschämend für die klerikalen Führer, daß sie es ihren Anhängern unmöglich machen, sich ihres Vaterlandes zu freuen!

Also wir haben wieder einen Reichstag! Als wir vor zwei Monaten zwischen Bremen und Southampton fuhren, wurde der alte Reichstag aufgelöst.

Ostende, 29. Juni 1893.

Immer wieder fallen mir Dinge ein, die ich auf der Reise gesehen und die mir des Berichtens wert erschienen, über die ich aber noch nichts mitgeteilt habe. Da ist z. B. das Philadelphia-Haus, das in der Chicagoer Ausstellung neben dem Kongreß of Beauty aufgebaut ist und an dem groß angeschrieben steht, daß 182 000 solcher Häuser in Philadelphia und Umgegend bewohnt werden. Sie scheinen von einer Gesellschaft erbaut zu sein, die also mit dafür verantwortlich ist, daß Philadelphia einen so entsetzlich langweiligen Eindruck macht. Man hätte meinetwegen einige hundert dieser Häuser bauen mögen. Aber 182 000! Es ist entsetzlich! Immerhin möchte ich dem Lahrer Komitee für Arbeiterwohnungen empfehlen, sich um den Bauplan dieser Häuser zu bemühen. Seine Vorzüge mag er ja haben. Daß nicht alle Arbeiterhäuser, die hier demnächst gebaut werden sollen, nach dem Plan gebaut werden, weiß ich gewiß. Dazu haben die Lahrer Arbeiter zu viel Geschmack.

Philadelphia heißt auf deutsch: „Stadt der brüderlichen Liebe.“ In Philadelphia wurde ich angebettelt und zwar zweimal, sonst in keiner amerikanischen Stadt, die ich besuchte.

Königin des Westens, Kornkammer der Welt, Blumenstadt wurde Chicago schon genannt. Ein Lahrer würde sie „Stadt der Hergeloffenen“ nennen, denn die meisten ihrer Bewohner wurden nicht in Chicago geboren. Ich habe Herrn Harry Rubens gefragt, wie es komme, daß man in Chicago noch den Bau von Holzhäusern dulde. Er gab mir dafür eine sehr triftige Erklärung. Nicht in allen Stadtteilen ist deren Erbauung geduldet, sondern nur in neuerdings zu Chicago geschlagenen Nachbarorten, die es zur Bedingung machten, zunächst auch ferner Holzhäuser bauen zu dürfen, als sie sich von Chicago inkorporieren ließen. Wie ich höre, wird in Chicago demnächst ein neuer Skyscraper errichtet werden, diesmal 30 Stock hoch. Die Freimaurer haben einen Skyscraper von 26 Stock, also müssen die Odd Fellows, welche das neue Monstrum erbauen, einen größern haben. Es giebt in Chicago laut Adreßbuch 1424 geheime Orden und Vereine, unter denen die Odd Fellows eine große Rolle spielen. Ich hörte von diesem Orden zuerst von unserem alten Papa Fallenstein auf dem Altvater. Man hatte ihn veranlaßt, den Odd Fellows beizutreten und viel nützliche Anregung in Aussicht gestellt. Aber sie machten, wie er erzählte, nichts wie Hokuspokus und dum-

mes Zeug, was ihn alsbald veranlaßte, wieder auszutreten.

Dann wollte ich noch von dem Kampf sprechen, den die strebsamen Bürger Amerikas gegen die Bigotterie kämpfen. Ein alter 1848er in Hoboken, Herr Leonhard, sagte: „Ich bin Monarchist geworden. Wir werden von den Irländern unterdrückt." In Chicago war die Angelegenheit auch häufig Gegenstand der Gespräche mit den Bewohnern. Es handelt sich darum, daß die Ausstellung auch Sonntags geöffnet bleibt, was für viele Aussteller u. s. w. eine Lebensfrage ist, was aber auch die Arbeiterkreise Chicagos fordern können, die an den Wochentagen keine Zeit zum Besuche der Ausstellung haben, was namentlich auch die Aktionäre, die das Geld zu der Ausstellung hergegeben haben, wünschen müssen, weil sie sonst von den gezeichneten Beträgen schwerlich etwas zurückerhalten werden. Aber der Übereifer der Strenggläubigen kämpft dagegen an. Sogar in einem großartigen Theaterstück „Amerika", das ich im Auditorium gesehen habe und das die Entdeckung und Entwickelung Amerikas zum Gegenstand hat, kommt dieser Kampf zum Ausdruck. Auf der einen Seite „Liberty" und „Progreß" (Freiheit und Fortschritt), wunderschöne Frauengestalten, welche die erhabensten Reden halten, auf der andern Seite „Bigotry" (Frömmelei), auch eine Frauengestalt, aber im Fledermausgewande, während die beiden andern recht luftig angezogen sind. Die gegenseitigen Reden werden dann durch Ballettänzerinnen noch bekräftigt.

Außerdem habe ich noch zu bemerken, daß bald nach meiner Anwesenheit auch das Wickinger Schiff in Chicago anlangte, das in Norwegen für die Ausstellung angefertigt wurde. Man hat vor kurzem ein solches Wickinger Schiff dort ausgegraben, das mindestens 1000 Jahre alt ist. Das jetzt in Chicago befindliche Schiff wurde nach demselben erbaut. Früher wurden die Wickinger als Helden angesehen, heute würde man sie Seeräuber nennen. Für ehrenvoll galten nur die Fahrten unter Seekönigen, welche an Kraft und Abhärtung den Gefährten vorangehen mußten, „nur wer nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte, glaubte Seekönig heißen zu dürfen." Ihre Schiffe, die „schaumhalsigen Wellenrosse" waren so klein, daß eine Räuberschar oft 300 bis 400 brauchte, und hatten nicht einmal ein Verdeck. Dafür konnten sie mit ihnen die kleinsten Flüsse befahren, sie auch über Land tragen. Sie brandschatzten Deutschland, Holland, Frankreich, England u. s. w., kamen sogar bis ins Mittelländische Meer. Es war auch ein Wicking, der die Insel Island für Norwegen entdeckte, mit dem dieselbe dann an Dänemark kam und dabei bis heute verblieb.

Unser früherer Lahrer Amtsvorstand, Herr Stadtdirektor Guerillot, schrieb einmal in seinem Jahresbericht an das Ministerium des Innern: „Die Lahrer sind Gewohnheitstrinker!" und das Ministerium hat diese bedenkliche Mitteilung dann sogar drucken lassen. Man

wird sie heute noch in den Mitteilungen des Großh. badischen Ministeriums des Innern lesen können. Die Beschuldigung war insofern ein Unrecht gegen die Lahrer, als sie nicht mehr trinken, wie die meisten übrigen Germanen, aber daß die Germanen mehr trinken, als im Interesse der Ästhetik gut ist, das sah ich in der Chicagoer Ausstellung. Sobald ich einen rechten Dickwanst sah und mich behufs Erforschung in seine Nähe begab, konnte ich feststellen, daß er deutsch sprach. Daß das gewohnheitsmäßige Biertrinken die Leute dick macht, haben wir Alten seiner Zeit nicht gewußt, sonst hätten wir uns gewiß einige Beschränkung auferlegt, was gar nicht schwer gewesen wäre, denn so übertrieben durstig ist man ja eigentlich nicht.

Veranlassung zu dieser Abschweifung gaben nicht nur die verschiedenen deutschen Dickbäuche in der Ausstellung, sondern namentlich die muskulösen Gestalten der Amerikaner, die ich in den russischen Bädern und Schwimmbassins von New-York und Chicago sah. Lauter tadellose Gestalten, nicht verunstaltet durch überflüssige Wucherungen.

Nun, ihr Jungen, ihr könnt es besser machen, radelt und turnt und wandert und badet nach Herzenslust, verderbt dann aber die gute Wirkung nicht durch übermäßiges Kneipen. Glatzen, Brillen, dicke Bäuche sind die Folge der ewigen Kneiperei. Ich will zugestehen, daß die Sünden der Väter in uns noch nachwirken mögen, aber die Sache ließe sich aus der Welt schaffen, und

wenn ihr den Anfang ernstlich macht, eure Söhne und Enkel würden den Nutzen davon haben. Beherzigt den folgenden Brief Roseggers, den er vor kurzem an einen jungen Freund schrieb. Der Brief lautet:

„Krieglach, 22. September 1892. Lieber Freund! Unser freundschaftliches Verhältnis, glaube ich, berechtigt mich dazu, Dir mein Anliegen, das mich schon seit längerer Zeit beunruhigt, vertrauensvoll ans Herz zu legen. Sei mir nicht böse, ich bitte Dich. Es betrifft Deinen Selbstmord durch Alkohol, Nikotin und Koffeïn. Ich habe gar zu viele Menschen zu Grabe begleitet, die an diesen Giften zugrunde gegangen sind. Bei vielen (es kommt das auf die Natur an) wirkt es erst in späteren Jahren, bei vielen aber früh; bei den letzteren geht die Verheerung schnell vor sich. Auch bei Dir, mein lieber Toni, sind einzelne Anzeichen vorhanden und ich kann nicht ruhig zuschauen, wie Du Dich allmählich zugrunde richtest. Deine Natur ist eine feiner angelegte, die verträgt an Giften weniger, als die mancher roher Naturmenschen. Du mußt mit aller Energie des Mannes Dich retten! Du mußt Dir ein Gesetz aufstellen, das unter keiner Bedingung übertreten werden darf! Zum Beispiel täglich nicht mehr als einen halben Liter Wein und drei Cigarren. Schnaps nicht einen Tropfen! Kaffee nur mit Milch, Thee auch keinen. Es ist gewiß nicht leicht, gegen eine Gewohnheit anzukämpfen, sie zu besiegen, aber es ist die würdigste Aufgabe eines edlen, männlichen Charakters. Übrigens währt der Kampf nur wenige Wochen und die Gewohnheit ist überwunden. Ich habe in Eurem Hause so viel Liebes erfahren, bei dem Andenken Deines unvergeßlichen Vaters möchte ich Dir ein treuer Mahner sein. Sonst kann ich ja nichts thun, bin arm und machtlos, nur mit aller Innigkeit der Freundschaft Dich bitten: hüte Dich mehr vor diesen Giften! Genieße mit Deiner empfänglichen Seele

die Schönheiten des Lebens, aber sondere das Gift aus. Sei, mein lieber Freund, mir doch nicht böse. Es küßt Dich Dein treuer Rosegger."

In Teetotallerei und Temperenzlerei dürfte die Sache natürlich nicht ausarten. Ein Liter Bier könnt ihr euch immerhin gestatten. Was darüber ist, wird wohl vom Übel sein.

Eine amerikanische Einrichtung will ich noch erwähnen, die bei uns nicht nur in Wirtschaften, sondern auch in Privathäusern nachgeahmt werden könnte und die ein wirksames Mittel ist, die Hitze in Zimmern und Sälen zu mildern. Sie besteht in horizontal sich bewegenden windmühlenartigen Fächern unter der Decke. Dieselben können überall, wo sich eine Wasserleitung befindet, durch Wasserdruck leicht in Bewegung gesetzt werden. Ich sah sie zuerst in der Restauration von Dohscher und Meyer, 25 und 27 Barclay Street in New-York, wo ich einmal mit Herrn Hermann Hug sehr gut zu Mittag speiste. Außer den Windmühlen imponierte mir auch der aufgetragene Fisch, der frisch war, während die Fische im Everett-House immer haut-goût hatten.

Eine andere in Deutschland unbekannte Sitte sah ich in der trefflichen Weinrestauration von Brubacher in New-York, Union-Square, Eingang zur 14. Straße, und später auch in andern Weinwirtschaften. Kaum setzt man sich, um einen trefflichen Mosel- oder Pfälzer-Wein aus dem Eis zu trinken, so werden feine belegte

Butterbrote aufgetragen, Kaviarbrötchen, Schinkenbrötchen, Zungenbrötchen ꝛc. Dafür wird nichts gerechnet.

Eben fällt mir ein, daß ich neulich den deutschen Kellnern im allgemeinen unrecht gethan habe. Ich habe in der ersten Zeit eine Anzahl Flegel getroffen, später aber weit mehr höfliche und gewandte junge Leute. Nichts weniger als höflich dagegen war der Empfang im Hotel Kaltenbach in Niagara-Falls vonseiten des Hotelbesitzers selbst. Herr Emil Wäldin hatte mir in New-York Grüße an denselben aufgetragen. Ich veranlaßte daher bei unserer Anwesenheit in Niagara-Falls etwa zehn unserer Herren und Damen, mich abends dorthin zu begleiten, um einige Flaschen Bier zu trinken. Ich begrüßte Herrn Kaltenbach höflich und richtete meine Grüße aus. Seine Antwort war: „Wäldin? Wäldin?" Dann wendete er sich ab. Mir war die Sache alsbald klar. Er nahm es uns übel, daß wir im Internationalen Hotel und nicht bei ihm logierten. Er sah es nicht ein, daß man die Wahl des Hotels nicht in seiner Hand hat, wenn man mit einer Reisegesellschaft reist. Ein früherer Lahrer Bäcker fiel mir ein, der einst bei einer Wahl äußerte: „Dene wählen m'r nit. Er läßt syni Weckle nit by m'r hole." Übrigens war das Bier im Hotel Kaltenbach schlecht und die Zimmer übertrieben geheizt, weshalb wir uns sobald wie möglich wieder davon machten. Recht freundlich wurde ich dagegen im Belvedere-Hotel in New-York empfangen, das neben dem Everett-House liegt, wo ich mit der übrigen

Stangenschen Gesellschaft logierte. Ich wollte den jungen Herrn Otto Maurer besuchen, traf ihn aber nicht. Ich unterhielt mich indessen längere Zeit auf das angenehmste mit dem Inhaber des großen, sehr empfehlenswerten Hotels, Herrn Wehrle aus Riegel. Die ganze Bedienung ist deutsch, nur die Abteilung „Wäsche" untersteht Irländerinnen, die dafür besonders veranlagt sind.

Noch eine Ergänzung einer früheren Mitteilung: Wie ich inzwischen in Erfahrung gebracht habe, ist Herr Ehret, der Schwiegervater Ernst Stangens, ein geborener Niederschopfheimer. Herr Könekamp (nicht Kühnekamp, wie ich früher geschrieben habe), Direktor der Hansa-Brauerei in Bremen, der zu dem Zwecke, amerikanische Brauereien zu besuchen, die Reise mitmachte, und der dieselben sowohl in New-York wie in Chicago und Milwaukee gründlich in Augenschein nahm, erzählte mir, die Ehretsche Brauerei habe ihm am meisten imponiert. Sie sei geradezu mustergültig.

Ostende, 30. Juni 1893.

Noch weitere Drucksachen fielen mir in die Hand, an die sich angenehme Erinnerungen knüpfen.

Als ich in New-York an dem schon früher erwähnten Rackyschen Stammtisch mit mehreren Bekannten, darunter auch der Lahrer Landsmann Rost, am Mittagessen teilnahm, wurde mir eine Zeitung überreicht. Es war das die „Badische Landeszeitung", aber wohlgemerkt,

nicht die Macklotsche aus Karlsruhe, sondern die in New-York jeden Samstag als offizielles Organ des badischen Centralbundes von Nordamerika erscheinende „Badische Landeszeitung“ und zwar die rot auf gelbes Papier gedruckte Festnummer zum ersten badischen Volksfest in New-York, veranstaltet vom Volksfest-Verein der Badenser von New-York und Umgegend. Die nachfolgenden Gedichte aus dieser Festzeitung mögen hier Platz finden:

Badenser heraus!

Badenser heraus! — Wie Trompetengeschmetter
Weckt uns der Ruf. — Horch! wie dringt er heraus,
Fährt wie ein Sturmwind durch Wipfel und Blätter,
Findet ein Echo in Hütte und Haus.
Hier in der Riesenstadt Mitte verloren,
Schlägt's wie ein Gruß aus der Heimat ans Ohr:
„All' Ihr in Badens Gefilden geboren,
„Schließt unsre Reihen auf, — tretet hervor!

Badenser heraus! Hei, wie sie sich stellen!
Einer vom Neckar, der andre vom Main,
Hoch von der Baar, von des Donaustroms Quellen,
Von Murg und Dreisam, von Kinzig und Rhein;
Dem hat im Schwarzwald die Wiege gestanden,
Dem auf des Kaiserstuhls sonniger Höh',
Dem an der Wutach, am finsteren Randen,
Jenem hoch droben am Bodensee.

Badenser heraus! Aus Süden und Norden
Führt uns zusammen ein seltsam Geschick;
Sind nun Amerikas Bürger geworden,
Weit war die Heimat, und weiter der Blick.

Nicht mehr an engende Grenzen gebunden,
Soll uns umschlingen ein brüderlich Band;
Wo sich Verwandtes zusammengefunden,
Schafft es sich selber das Vaterland.

Badenser heraus! Laßt flattern die Fahnen,
Hoch deutschem Brauch, deutscher Sitte und Art!
Zieht unser Schiff auch verschiedene Bahnen,
Bleiben wir treu doch zusammengeschart.
Aber den Muckern und Temperenzpfaffen
Bietet die Stirne im männlichen Strauß;
Heuchlern und Schurken und Knownothing-Laffen
Gelt' unser Schlachtruf: Badenser heraus!

Auf zum Volksfest!

Melodie: „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd ꝛc."

Was zieht dort in festlichen Scharen heran
Mit Standarten und fliegenden Fahnen?
Die Banner, die muten so freundlich mich an,
An was mich die Farben wohl mahnen?
Die frischen Gestalten — so stolz ihr Gang —
Badenser sind es? Was frag' ich noch lang?

Ein Reiter eröffnet den fröhlichen Zug,
Schief sitzt ihm der Hut auf dem Haupte,
Manch' Schöne sein Bildnis im Herzen trug,
Schon mancher die Ruhe er raubte;
So keck fliegt sein Aug' zu den Fenstern empor:
Ihr rosigen Mägdelein, sehet Euch vor!

Ihm folgct in langen und stattlichen Reih'n
Was Badisch nur heißt in der Runde:
Die Männer, die Mädchen vom Schwarzwald und Rhein,
Aus der Baar, aus dem Taubergrunde,
Die vom Hanauerland, dem Markgräflergau,
Aus der rebengesegneten Ortenau.

Hinaus geht's zum Thore ins lebende Grün,
Vergessen sind Sorgen und Plagen;
Die Bilder der Heimat vorüberziehn,
Die treu wir im Herzen noch tragen.
Und trennt uns das Meer auch, du bleibst uns nah,
Das Land unsrer Träume: Badenia!

Badische Streiflichter.

Preisend in verschiednen Zungen
Ihres Ländchens Glanz und Schimmer
Kneipten fröhliche Badenser
Im verborgnen Hinterzimmer.
Lustig schwirrten durcheinander
Lieder, Scherz und Stichelrede,
Über ihrer Heimat Vorzug
Bald erhob sich grimme Fehde.

„Heidelberg, gedenk' ich deiner,"
Fing es an in tiefstem Basse —
„Drängt's die Brust in heißer Sehnsucht
Hin zu dir, dem großen Fasse;
Bleibst mir tief ins Herz geschrieben,
Musenstadt am Neckarstrande,
Deiner Schönheit Ruhm erklinget
Weithin über alle Lande!"

„Wer kennt Mannem nit? — Die größte,
Reichste Stadt im ganzen Ländel!
D'rüber braucht's, so denk' ich alsfort,
Kee Debatte und kee Händel.
's giebt jo sonst noch saub're Städtche,
Eens steht aber fest, ihr Herre:
Mannem zwischen Rhein und Necker
Kann von keem gebotte werre!"

„Ruhig Blut! Nach der Statistik
Kam's zutag beim letzten Zählen,
Daß die Residenzstadt Karlsruh'
Mehr beherbergt fünfzig Seelen.
Feinre Sitte wohnt bei Hofe,
Nicht der rohe Ton der Bauern,
Denn des ganzen Lands Elite
Sammelt sich in seinen Mauern."

„Reichgeschmückt, im Prachtgewande
Seiner grünen Rebenhügel,
Seh' des Breisgaus Zaubergarten
Ich zu meinen Füßen liegen.
Wo des Münsters schlanke Pfeiler
Stolz und kühn zum Himmel ragen,
Werd' in nächtlich süßen Träumen
Oft ich noch zurückgetragen!"

„Heitres Konstanz! Gleich der Perle,
Ruhend auf krystallnem Grunde,
Tauchst du aus des Bodans Fluten,
Dein gedenk' ich jede Stunde!
Bunte Wimpel seh' ich flattern,
Sturmesfroh die Möwen kreisen,
Hohentwiel und Höhgaus Gipfel
Trotzig ihre Stirnen weisen!"

„Hoch vom Blauen halt' ich Umschau
Weit hinaus zu Frankreichs Grenzen,
Zu Helvetiens Bergesriesen,
Die wie Eisespanzer glänzen;
Drunten aber liegt die Heimat,
Ihr entbiet' ich meine Grüße,
Dir vor allen, vielbesungnes
Schmuckes Schwarzwaldkind, o Wiese!"

„Ruhmbedeckt ragt Pforzheims Name
Aus der dunklen Vorzeit Tage,
Klingt es doch wie Schwerterklirren;
Tönt es doch wie Heldensage;
Seine tapferen Vierhundert
Haben ew'gen Ruhm erworben,
Sind für ihren Landesfürsten
Froh den Opfertod gestorben!"

„Bin aus andrem Holz geschnitten,
Geb' nicht viel um Fürstenkronen,
— Spricht ein grober Hauensteiner —
Frei will ich im Lande wohnen!
Schweizerluft streicht scharf vom Rheine,
Mahnt mich, daß in alten Zeiten
Unter Österreichs Doppeladler
Wir gemeinsam mußten leiden."

„Geb' ihm recht, dem Hauensteiner,
— Ließ ein anderer sich hören —
Ließen wir uns doch bei Rastatt
Auch durch Fürstenwort bethören.
Blaue Bohnen den Rebellen!
Schnarrt es. — Siebzehn sind gesunken,
Ihrer treusten Söhne Herzblut
Hat die Erde dort getrunken!"

„Andre Zeiten, andre Lieder,
Die von damals sind verklungen;
Auch das Lied vom Vaterlande
Wird jetzt anders dort gesungen.
Doch ob auch als Hochverräter
Mich die Heimat ausgetrieben,
Soll's mich weiter nimmer grämen,
Will sie drum nicht minder lieben."

„Woll'n sie drum nicht minder lieben."
Schallt's im Chor von allen Sitzen —
Hüteschwenken, — Gläserklirren, —
Freudiger die Augen blitzen.
Und der Alte hebt den Becher,
Füllt die Gläser bis zum Rande:
„Hurra hoch die alte Heimat!
Dreimal hoch dem Badnerlande!"

Alle drei Gedichte haben einen Herrn Karl Eichin zum Verfasser. Die Festnummer enthielt ferner u. a. folgende Mitteilung:

Ein Schreiben des Großherzogs von Baden.

In der letzten, am verflossenen Dienstag abgehaltenen Versammlung des Badischen Volksfest-Vereins von New-York und Umgegend wurde nachstehendes, an den Sekretär des Vereins, Herrn Louis Heimbach, gerichtetes Schreiben zur Verlesung gebracht, welches folgenden Wortlaut hat:

Schloß Baden.

Seine Königliche Hoheit der Großherzog beauftragen mich, Euer Wohlgeboren ergebenst mitzuteilen, daß unter heutigem eine Photographie Sr. Kgl. Hoheit an Euer Wohlgeboren zur Post gegeben worden. Seine Kgl. Hoheit lassen dem Verein ein frohes und fröhliches Gedeihen wünschen, welches dazu beitragen möge, die Beziehungen zur alten Heimat aufrecht zu erhalten und zu pflegen.

A. H. B.
Graf Andlaw, Hofmarschall.

Bei der überaus großen Verehrung und Liebe, welche auch seine ehemaligen Landeskinder in der weiten Welt für unsern Großherzog Friedrich hegen, scheinen Ansinnen aller Art an den verehrten Fürsten zu ge-

langen, wie wir schon bei dem Gesuch um Uniformen für die „Gelbe Dragoner-Eskadron" in Williamsburg gesehen haben.

Unsere Landsleute in Amerika werden durch die „den Interessen aller Badenser in den Vereinigten Staaten gewidmete" Badische Landeszeitung über alle Neuigkeiten aus der badischen Heimat aufs erschöpfendste unterrichtet, was folgende der während meiner Anwesenheit gedruckten Nummer vom 17. Juni entnommene Korrespondenzen beweisen.

Adelsheim. Gewerbelehrer Gottlieb Gräf von hier, Vorstand der Gewerbeschule in Lahr, wurde zum Gewerbeschulinspektor mit dem Range eines Kreisschulrats ernannt.

Adelshofen. Den Bemühungen des Oberamtmanns Keim ist es gelungen, in Adelshofen eine Centrifugenmolkerei ins Leben zu rufen, die einzige im Kreis Heidelberg.

— Die Wirtschaft zum „Roß" ist käuflich an Karl Keppler in Kochendürn für 21000 Mark übergegangen.

Auggen. Auf dem Speicher des Erbprinzenwirts Räuber brach neulich Feuer aus, das glücklicherweise im Entstehen gelöscht werden konnte. Es wird Brandstiftung vermutet.

Babstadt. Die Altersrente mit jährlich 109 Mark 20 Pfennig — monatlich 9 Mark 10 Pfennig — erhielt von der Versicherungsanstalt Baden in Karlsruhe weiter zuerkannt der hiesige Rats- und Polizeidiener Jakob Schwarz.

Bretten. Bei der Ergänzungswahl in den evangelischen Kirchengemeinderat wurde an Stelle des zurückgetretenen Kaufmanns Bernhard Lindner Uhrmacher Ludwig Odenwald gewählt.

— Als Festjungfrauen bei der am 11. Juni stattgefundenen Fahnenweihe des Militärvereins Reichenbach-Keppen-

bach-Freiamt haben unter anderen die Tochter des Bezirksrats Schneider und Fräulein Luise Zimmermann fungiert.

Buchen. Steuererheber Rees ist von hier nach Ettenheim versetzt worden und fand ihm zu Ehren eine Abschiedsfeier statt.

Deißlingen. Hier sind 3 Häuser, darunter die Brauerei zum „Engel", abgebrannt.

Dittigheim. Ignaz Hellmut wurde wegen Betrugs in eine Gefängnisstrafe von 14 Wochen verfällt.

Großweier. Schmiedmeister Ludwig Mack wurde als Bürgermeister der Gemeinde gewählt und als solcher verpflichtet.

Gutenstein. Aus dem Hause des Schweinehändlers Gg. Beil wurden von einem Handwerksburschen neben einer Anzahl Kleider 370 Mark Geld gestohlen. Den Thäter hat man nicht bekommen.

Heitersheim. Die neuerrichtete Gendarmeriestation dahier wurde mit zwei Mann besetzt.

Auch die Eheschließungen, Todesfälle, Konkurse aus der Heimat teilt das Blatt seinen Lesern getreulich mit.

Der Herr, welcher mir die Festnummer in so freundlicher Weise überreichte, stellte sich mir zugleich als Herausgeber der „Badischen Landeszeitung" vor. Ich sagte ihm: „Sie reden aber ja gar nicht badisch", worauf er bekannte, daß er ein geborener Schlesier sei. Mir fiel unwillkürlich ein, daß seiner Zeit in Lahr ein Schlesier, Herr Dr. van der Velde, Recitationen aus den Dichtungen Fritz Reuters hielt, obwohl er aus einem ganz andern Sprachgebiet stammte und das Plattdeutsche aus seinem Munde ganz ungewöhnlich klang. Ich erzählte dies und fügte dann noch bei, daß ich

neulich auf einem amerikanischen Bahnhofe eine Anzahl Berliner getroffen, die nach Chicago reisten, um das Schwarzwälder Bauernhaus im Deutschen Dorfe in der Ausstellung fertig zu bauen. Es wurde viel darüber gelacht.

Die Überreichung der Festzeitung gab natürlich wieder Anlaß zu einem Zeitungsartikel.

Ostende, 1. Juli 1893.

Ich wäre wohl schon längst von Ostende weitergereist, denn es zieht mich heim zu meinen Lieben und ich fühle mich auch gar zu vereinsamt, nachdem ich zwei Monate lang die angenehmste und anregendste Reisegesellschaft gehabt hatte. Da habe ich nochmals Glück! Am Mittwoch begegnete mir der Onkel unserer neuen Nichte, der Gattin des Neffen Carlos, der auf der Duisburger Hochzeit am 21. März so oft gesagt hatte: „Wollen noch 'ne Pulle trinken.“ Und nicht nur Herr August Heuser selbst, sondern auch seine Tochter Klara und deren Schwägerin in spe, Fräulein Toni von Guérard, zwei äußerst liebenswürdige und lebhafte junge Damen, waren anwesend. Selbstverständlich werde ich nun noch einige Tage bleiben, denn Luft und Wasser sind in Ostende unübertrefflich. Ich werde mich unschwer entschließen, auch in kommenden Jahren wiederum nach Ostende oder in ein anderes Seebad zu gehen, denn die Wirkung ist schon nach wenigen Bädern eine große. Und ich rate allen, die eine Nervenstärkung gebrauchen, es einmal mit einem Seebade zu versuchen. Die Reise Straßburg-

Ostende und zurück kostet 50 Mark. Abfahrt von Straßburg mittags 12 Uhr, Ankunft in Ostende abends 11 Uhr. In Ostende ist es zwar nicht billig, aber in Mariakerke, Middelkerke, die ganz nahe liegen, hat man Kost und Wohnung schon von 5 Franken an.

Die Bevölkerung von Ostende spricht vlämisch, nur die Gebildetern sprechen französisch. Auf einer Wanderung durch die Straßen gegen Abend sah ich ganze Familien auf der Straße sitzen. Die Frauen sind häßlich und so dick wie möglich, aber gemütlich und urfidel. Ein Brouwers, Teniers, die Ostade könnten noch heute mit Leichtigkeit Modelle für ihre Bilder finden.

Was das Badeleben betrifft, so werde ich darüber ja wohl auch etwas sagen müssen. Daß Herren und Damen miteinander baden, ist ja allgemein bekannt und nach Lahrer Begriffen ist das etwas Ungeheuerliches. Aber, in der Nähe besehen, ist die Sache nicht so schlimm. Vom Hals bis zum halben Oberarm und halben Oberschenkel ist man ja bekleidet, und da bei den Damen von irgend welcher Vorspiegelung falscher Thatsachen nicht die Rede sein kann, so ist man ja vor manchem behütet. Immerhin sehen die vielen weißen Arme und die oder jene Dame mit aufgelöstem Haar, von den Wogen getragen, recht anmutig aus. Es ist daher kein Wunder, daß man in den Hotels am Ufer und auf der am Meere herführenden Straße stets Leute mit Operngläsern sieht, darunter sogar den König der Belgier selbst.

In den Zeitungen finde ich einen Bericht meines früheren lieben Kabinengenossen, des Herrn Dr. Scheele aus Emmerich, über die Besteigung des Pikes Peak. Da die Leser der „Lahrer Zeitung" infolge meiner Bequemlichkeit auf einen Bericht über diese Besteigung aus meiner Feder verzichten müssen, so lasse ich denselben hier folgen. Des Einverständnisses des Verfassers bin ich gewiß.

Pike's Peak.

Manitou im Staate Colorado ist die Perle des nordamerikanischen Felsengebirges, herrlich gelegen zwischen den Ausläufern des Pike's Peak, an der Mündung des nach Kalifornien führenden Ute-Passes. Dieser liebliche Badeort hat wohl noch nie eine solch zahlreiche und stattliche Reisegesellschaft beherbergt, wie in den schönen Junitagen dieses Jahres. Und zwar sind es Deutsche, wie die „Manitou-Zeitung" sagt: „Glückliche braungebrannte Teutonen", die das außergewöhnliche Leben in das anmutige Städtchen brachten. Eine muntere Genossenschaft, der es selbst gelingt, in den langweiligen, eiswasserstarrenden amerikanischen Diningroom deutsche Gemütlichkeit zu verpflanzen. Drei Tage sind wir erst hier, aber schon kennt uns ein jeder hier, grinsend sagt es der schwarze waiter, mit freudigem Geschäftslächeln der Verkaufsladenbesitzer, der Kutscher und alles was „Cusiners" treibt, überall hört man: „Stangen's Party from Germany!" Etwa 60 Damen und Herren, alle den besten Gesellschaftskreisen Deutschlands angehörend, sind wir nun schon vier Wochen in den Vereinigten Staaten, um unter persönlicher Leitung der Herren Gebrüder Stangen, Söhne des Inhabers der berühmten Firma Karl Stangens Reisebureau, die Sehenswürdigkeiten der neuen Welt in

Augenschein zu nehmen. Das Gewühl der großen Städte New-York, Baltimore, Philadelphia, Washington, die unbeschreiblich schönen Tage an den Niagarafällen, das großartige Treiben der Worlds Fair in Chicago liegt nun schon hinter uns. Mit Freuden schauen wir in unser Tagebuch und erinnern uns, wie viel Interessantes wir gesehen und erlebt haben. Gern zollen wir unseren trefflichen vielgereisten Führern unseren Dank, die es verstanden, eine große Anzahl sich früher vollständig fernstehender Reiselustiger gleichsam in eine große Familie zu verwandeln, in der noch nie ein leisester Mißklang die schöne Harmonie zu stören vermochte. Jetzt sind wir im schönen Manitou, von dem der amerikanische Dichter sagt: What a volume is contained in that little word. Mit vollen Zügen genießen wir die herrliche Gebirgsnatur, der Ort selbst liegt schon 1940 Meter über dem Meeresspiegel. Die eigenartig schöne Umgebung Manitous, Iron-, Manitou- und Colorado-Springs mit ihren heilkräftigen Quellen, der Göttergarten, William Canon, die Cheyenne Canons sind überall wenigstens dem Namen nach bekannt. Von ganz besonderem Interesse ist die Besteigung des Bergriesen Pike's Peak. Dieser gewaltige Berg erhebt sich 14147 Fuß über dem Meeresspiegel (4310 Meter), er ist also noch ungefähr 500 Fuß höher als die Jungfrau in der Schweiz. Seit zwei Jahren ist eine Zahnradbahn (System Abt), die Manitou and Pike's Peak Railway, eröffnet. Dieselbe ist 8³/₄ Meilen lang und beginnt unweit der Iron Springs. Die totale Steigung der Bahnlinie ist 2285 Meter oder cirka 248 Meter auf die Meile, mit einer Maximalsteigung von 25 Prozent. Für uns stand bei unserer Ankunft, wie überall, der Extrazug bereit, mit welchem wir in cirka zwei Stunden den Gipfel erreichten. Oben befindet sich eine das ganze Jahr bewohnte Wetterwarte. Das prachtvolle Panorama von der Spitze umfaßt zahllose, meist schneebedeckte Berge und Hochebenen.

Im Süden sieht man die Spanish Rocks und die grandiose Sangre de Cristo-Kette mit der Sierra Blanca, im Norden Long's Peak; ferner sieht man die Berge Lincoln, Gray, Broß und viele andere. Die Städte Denver, Pueblo und Manitou sind ebenfalls sichtbar, so daß man einen Überblick über den ganzen Staat Colorado bis nach Utah hin genießt.

Die Erbauung der Bahn bedeutet eine ganz hervorragende Leistung der amerikanischen Technik. Wenn man bedenkt, welche enormen Schwierigkeiten auf einer Länge von 8¾ Meilen zu überwinden waren, wie alles Material auf Eselsrücken herbeigeschleppt werden mußte, so darf man anerkennen, daß hier Großes geleistet ist. Lange weilten wir oben, um die empfangenen Eindrücke möglichst festzuhalten, wobei unsere vielen Liebhaberphotographen hinlänglich Gelegenheit fanden, ihre Kunst auszuüben. Schnell und sicher brachte uns dann die Zahnradbahn ins Thal zurück.

Unvergeßlich wird allen Teilnehmern die schöne Tour bleiben. Unseren Landsleuten aber, fern im Osten im Deutschen Vaterlande, möchten wir zurufen: Kommt und seht die Wunder der neuen Welt!

Heutzutage reist es sich ja so angenehm und bequem!

Manitou, Colo., 10. Juni 1893. Dr. Scheele.

Ostende, 2. Juli 1893.

Seit ich Herrn Heuser und seine munteren Begleiterinnen hier getroffen habe, ist mir der Aufenthalt in Ostende so behaglich geworden, daß ich gern noch einige Wochen bleiben würde. Abwechselnd speise ich mit der angenehmen Gesellschaft im Hôtel du Phare oder sie speist mit mir im Hotel Kursaal. Abends gehen wir zu einem Glase Münchener Löwenbräu in den Empereur.

Morgens 11 Uhr gehen wir gemeinschaftlich ins Meer. Kurz und gut, ich kann mir keinen willkommeneren Aufenthalt denken. Ich weiß jetzt auch, was Ozon ist. Ich hatte schon viel davon gehört und gelesen. Jetzt habe ich ihn auch empfunden. Wenn man am Meeresufer spazieren geht und die herrliche Luft atmet, sagt man sich, daß das keine gewöhnliche Luft sei, daß sie etwas enthalte, was den Lungen und den Nerven ausnehmend zusagt, und man glaubt es gern, wenn man uns versichert, daß das Ozon sei.

Die Badebedienung hat uns gestern geraten, am heutigen Sonntag früher als gewöhnlich zum Bad zu kommen, da eine große Prozession in Verbindung mit der Einsegnung des Meeres stattfinde und dazu die Landbevölkerung der Umgegend in Scharen herankomme, um gleichzeitig ein Seebad zu nehmen. Ich gehe daher früh zu einem Barbier, der mich aber nicht sehr freundlich empfängt, denn ich störe ihn in seiner Beschäftigung als — Maler. Er hat ein großes Resedabouquet vor sich, das er, wie mir scheint, gar nicht ungeschickt in Ölfarben auf Leinwand kopiert. Knurrend arbeitet er an mir herum und ich denke an das Rasiertwerden in Washington, wo mich ein großer Neger vor sich auf dem Rücken liegen hatte, um mich mit einem gewaltigen Rasiermesser zu bearbeiten. In Amerika wird man immer in eine horizontale Lage gebracht, wenn man rasiert wird. Als der Maler-Barbier mit mir fertig war, kam seine Frau, um mich mit den gebräuchlichen

Höflichkeitsredensarten zu entlassen. Er hätte sich schwerlich dazu entschlossen, denn er schien ganz ingrimmig, daß ich ihn in seiner Beschäftigung mit dem Resedabouquet gestört hatte, das schon anfing, welk zu werden. Item, ich war rasiert und zur rechten Zeit auf dem Rendez-vous-Platz, um mit meiner Duisburger Gesellschaft früher wie sonst ins Bad zu gehen. Aber Herr Heuser ließ auf sich warten. Endlich kam auch er. In sechs Barbierstuben war er vergeblich gewesen, weil alles voll Landbevölkerung war. Nun also flink ins Meer! Aber fünfhundert Badkarren sind schon mit Beschlag belegt und nur mit Mühe kommen wir noch an, um gleich einen Begriff von der naiven Fidelität der Niederländerinnen zu bekommen. Sechs junge Weiber begegnen uns in nassen Wollhemden. Sie sind mit dem Bad fertig und springen nun im Trab zu der gemeinschaftlichen Kabine zurück, unterwegs mit dem flachen Teil der Hand auf den Teil des Rückens klatschend, wo er seinen ehrlichen Namen verloren hat. Und dabei ist das Seeufer so belebt, wie sonst nie, Herren und Damen, Bauern und Bäuerinnen und Kinder, Tausende von Menschen tummeln sich umher. Kommt jemand aus dem Wasser, um seinen diesmal im Trockenen stehenden Karren zu suchen, so entsteht allgemeiner Jubel. Bei mir ging's nicht besser. Ich hatte fünfzig Schritte durch die dichte Menge bis zu meinem Badkarren. Auf das mangelhafteste bekleidet, mußte ich mich durchkämpfen. Kaum hatte ich mich hinter die Thür desselben gerettet, als

dieselbe wieder geöffnet wurde. Es war ein Verzweifelnder, der seine Nummer vergessen hatte und der nun Erbarmen erregend von einem Badkarren zum andern eilte. Ich dachte an meine goldene Sechs auf der Eriebahn zwischen Chicago und New-York und hatte doppeltes Mitgefühl. Ob er unter den fünfhundert Karren den richtigen gefunden hat und wann, habe ich nicht erfahren. Vielleicht sucht er noch. — Kaum hatte ich meinen Badkarren verlassen, so bemächtigte sich ein Rudel Bauernmädchen desselben, ob mit oder ohne Badkarte, ich weiß es nicht. Sie hatten sich schon vorher durch wiederholtes Öffnen der Thür zu überzeugen versucht, ob ich das Anziehen auch mit der wünschenswerten Beschleunigung bewerkstellige.

Nicht ohne Mühe fand sich unsere Gesellschaft wieder zusammen und wir begaben uns auf mein Zimmer im Hotel Kursaal, von wo aus man Prozession und Einsegnung des Meeres aus nächster Nähe erleben konnte. Reizend war die Prozession, fast nur aus Kindern bestehend, je etwa 30 als Gärtner und Gärtnerinnen, Bauern und Bäuerinnen, Schiffer und Schifferinnen ꝛc. sehr nett angezogen, sie dauerte fast eine halbe Stunde. Ein etwas gewagtes Unternehmen schien mir die Einsegnung des Meeres. Das gewaltige Meer von einem halben Dutzend Priester eingesegnet! Es verhielt sich ganz passiv dabei, d. h. es brandete ruhig weiter, als wenn es mit der feierlichen Handlung nichts zu thun hätte. Während es in Deutschland oft sehr stürmisch

verlangt wird, daß bei Prozessionen die Begegnenden den Hut abnehmen, sah man hier wieder die Gutartigkeit der Bevölkerung. Sie kümmerte sich darum gar nicht.

Zu Mittag haben wir sehr angenehmen Besuch von einem Freunde des Herrn Heuser, der uns mitteilt, daß auf dem Kontinent eine außerordentliche Hitze herrsche. Ich entschließe mich also, andern Tags nachmittags 4 Uhr abzureisen, um mit dem Nachtzug andern Morgens 4 Uhr in Straßburg anzukommen. Ich hätte auch morgens halb 4 Uhr abfahren können und wäre alsdann abends 8 Uhr in Lahr gewesen, was für die Meinen wohl angenehmer gewesen wäre, aber ich fürchtete mich vor der Hitze.

Lahr, 5. Juli 1893.

Seit gestern morgen sechs Uhr bin ich wieder in Lahr. Da ich am 4. Mai Morgens halb sieben Uhr abreiste, so habe ich meinen zweimonatlichen Urlaub genau eingehalten.

Herrn Heuser und seine jugendlichen Begleiterinnen traf ich bei meiner Abfahrt von Ostende am Bahnhof. Sie waren gekommen, Abschied von mir zu nehmen, wofür ich ihnen hiermit nochmals herzlichsten Dank ausspreche. Die Reise ging im Fluge über Brügge, Gent, Brüssel, Namur, Bettingen, Luxemburg, Diedenhofen, Metz, Saarburg, Straßburg. Die Felder sahen besser aus, als ich erwartet hatte. Seit acht Wochen habe ich Gelegenheit, vergleichende Betrachtungen anzu-

stellen zwischen amerikanischen, kanadischen, englischen, belgischen und badischen Feldern und Matten. Welche Freude, als ich gestern früh von Kehl bis Lahr wieder die badischen Gefilde durchfuhr! Nirgends gewährten sie einen wohlthuenderen Eindruck! Ihr badischen Landleute könnt hoch zufrieden sein mit dem Boden, der Eurer Pflege anvertraut ist, und stolz auf den Zustand der Kultur, den er infolge Eures Fleißes und Eurer Betriebsamkeit aufweist!

Ich kann nicht sagen, daß mir die Wagenfahrt zweiter Klasse unbehaglich gewesen wäre gegenüber den Fahrten in Amerika, wo Stangen uns stets erster Klasse und zwar in Pullmannschen Schlafwagen fahren ließ. Ich fuhr ohne alle Beunruhigung und schlief die Nacht besser als im Schlafwagen. Dabei hatte ich das angenehme Gefühl, 25 Mark billiger zu reisen.

Beim Übergang von Belgien nach Luxemburg, das vom Zollverein her noch zu Deutschland gehört, in Bettingen, ließ man die Kägebehnsche Whiskyflasche wieder ungehindert passieren.

Eine sehr angenehme Überraschung wurde mir gestern morgen noch vor Ankunft in Straßburg zuteil. Ich sah nach der Uhr. Sie zeigte auf drei. Es war schon ziemlich hell und ich seufzte: „Ach, wenn es doch vier wäre!“ Da sehe ich einen großen Bahnhof mit großen Bogen. Das kann nur Straßburg sein! Und richtig! Ich bin in Straßburg. Meine Uhr geht noch nach belgischer, westeuropäischer Zeit, und hoch-

erfreut stelle ich meine Uhr auf 4 Uhr und beeile mich, den Kehler Zug zu erreichen.

Ich bin auf meiner Reise 96 Grad westlich gekommen. Lahr liegt 8 Grad östlicher Länge, Chicago 88 Grad westlicher Länge. Während ein Grad am Äquator 111 Kilometer lang ist, beträgt seine Länge zwischen dem 40. und 50. Breitengrad nur etwa 80 Kilometer. Ich habe mithin eine Strecke von 7680 Kilometer in der Richtung nach Westen zurückgelegt, nach Chicago und zurück 15360 Kilometer, die Reise nach Bremen und die Abstecher nach Washington und Niagara-Falls nicht gerechnet. Die Erde hat einen Umfang von 360 Graden, mithin habe ich 6 Grad oder 480 Kilometer mehr als ein Viertel des Umfangs der Erde unter diesem Breitengrad zurückgelegt. Da ich nun entgegen der Bewegung der Erde und scheinbar mit der Sonne reiste, so kam ich mit jedem Längengrad, den ich passierte, um 4 Minuten in der Zeit zurück, denn so lange braucht die Sonne scheinbar zu dem Weg von einem Grad zum andern, und ich kam ihr somit gewissermaßen zuvor und hatte die 6 Stunden 24 Minuten, in welchen die Zeitdifferenz am Ziel meiner Reise bestand, doppelt zu leben. Wenn es hier Mittag ist, so hat man in Chicago noch den ganzen Morgen von halb 6 Uhr an vor sich.

Lahr liegt etwa $48^{1}/_{2}$ Grad nördlicher Breite, Chicago 42 Grad nördlicher Breite, gleich wie Rom; mithin liegt Lahr $6^{1}/_{2}$ Grad nördlicher als Chicago. Da

die Breitengrade sämtlich die gleiche Breite, nämlich 111 Kilometer haben, so befand ich mich in Chicago 721 Kilometer südlicher als Lahr.

Während ich fast Anstand genommen hatte, die Einwohnerzahl von Chicago mit 1 500 000 zu verzeichnen, berichten jetzt die Zeitungen, daß sich bei der allerneuesten Zählung eine Einwohnerzahl von 2 160 000 herausgestellt hat, daß Chicago also New-York überholt, mithin die größte Stadt Amerikas geworden ist.

In den Zeitungen finde ich Chicagoer Weltausstellungsbriefe von Ludwig Hg. Wilberding. Der Brief vom 17. Juni behandelt den „Deutschen Tag" in der Ausstellung. Da ich mich für diesen Tag immer sehr interessiert hatte, wird man es natürlich finden, wenn ich denselben hier einfüge:

Chicago, den 17. Juni 1893.

Wehrhaft und nährhaft — voll Korn und Wein,
Voll Kraft und Eisen — Klangreich, gedankenreich,
Dich will ich preisen — Vaterland mein!

Das ist die Inschrift der Front des von der deutschen Reichsregierung in herrlicher Lage im Jacksonpark am Michigansee errichteten prächtigen, anheimelnden „Deutschen Hauses", das den Mittelpunkt des gestrigen überaus glänzend verlaufenen „Deutschen Tages" bildete.

Nicht allein die deutsche Bevölkerung Chicagos und der Umgegend beteiligte sich an der großartigen, schönen Feier, sondern weit her, aus fast allen Staaten der großen Union, waren die deutschen Landsleute in Scharen herbeigeeilt, um ihre Anhänglichkeit an das alte Vaterland und gleichzeitig auch die Bedeutung des Deutschtums in Amerika darzuthun.

Reichsdeutsche, Österreicher, Schweizer, sie alle — so weit die deutsche Zunge klingt — vereinigten sich, um den Tag zu einem Ehrentag des ganzen deutschen Volksstammes zu machen, und das ist ihnen in kaum erwartetem Maße gelungen. Wenn dabei das Reichs-Deutschtum besonders in den Vordergrund trat, so ist das nicht zu verwundern, — steht doch die Ausstellung des Deutschen Reiches als die glänzendste von allen da und war es doch die offizielle Vertretung des Deutschen Reiches, welche die Arrangements für die Feier getroffen hatte, und endlich — last, not least — sind es die von dem engeren eigentlichen Deutschland in den letzten Jahrzehnten gemachten gewaltigen politischen Fortschritte, welche die Deutsch-Amerikaner gestern veranlaßten und überhaupt veranlassen, sich ganz besonders gern im Glanze des Deutschen Kaiserreiches zu sonnen.

Doch nun zu den Thatsachen! Wie der Tag begann, heiter, wolkenlos, so hielt sich das Wetter — ein wahrhaftes Festtagswetter — bis zum späten Abend — furchtbar heiß allerdings, aber das ist man hier gewöhnt und that der Beteiligung an dem Feste keinen Abbruch.

Die Feier zerfiel in zwei Teile: Am Vormittag fand ein großartiger Festzug statt durch die Hauptstraßen der City — vorbereitet und geleitet von deutschamerikanischen Bürgern Chicagos — und am Nachmittag vereinigte die von der deutschen Kommission vor dem „Deutschen Hause“ auf der Ausstellung sowie in der Ausstellungsfesthalle arrangierte Feier die Teilnehmer im Jacksonpark.

Der Festzug, der allgemein als der großartigste bezeichnet wird, den Chicago je gesehen, darf wohl als die bedeutendste deutschamerikanische Massendemonstration — wie so bald wohl keine wiederkehren wird — betrachtet werden. Eine detaillierte Beschreibung des Zuges möge mir der Leser erlassen — sie würde über den Rahmen meiner Aufgabe hinausgehen. Über eine Stunde währte der Vorbeimarsch des

Zuges, an dem cirka 30000 Personen teilnahmen, während Hunderttausende auf den Straßen, die der Zug passierte, aus den Fenstern der Wohnungen und Hotels, aus Schaufenstern das wechselnde Bild an sich vorüberziehen ließen. In acht Divisionen und mehreren Unterabteilungen waren die zahllosen Chicagoer deutschen Vereine und sonstigen Korporationen geordnet, über ein Dutzend Kapellen sorgten für Musik, am beifälligsten von allen diesen wurde natürlich die in Galauniform mit dem hohen Adlerhelm auf dem Kopfe marschierende Garde-du-Corps-Kapelle vom „Deutschen Dorf" begrüßt. Eine Anzahl großer Festwagen, für welchen Zweck mehrere große Brauereien, hiesige Deutsche, ihre gewaltigen Bierwagen bereitwillig hergegeben hatten, trugen wesentlich dazu bei, Abwechslung und Farbe in das Bild des Festzugs zu bringen. Gruppen von Chicagoer deutschen Damen und Herren in historischen Kostümen brachten auf den Festwagen Bilder aus der deutschen und amerikanischen Geschichte, aus dem deutschen Volksleben in gelungener Weise zur Vorstellung. Tausende von Teilnehmern in Kutschen — mit dem amerikanischen Sternenbanner und dem deutschen Schwarz-Weiß-Rot geschmückt — hatten sich dem Zuge eingereiht und es war fast unmöglich, um diese Zeit in ganz Chicago für andere Zwecke ein einziges Mietfuhrwerk aufzutreiben. Geheimrat Wermuth und sein seit einiger Zeit ebenfalls hier weilender Vertreter, Regierungsrat Richter, und die übrigen Mitglieder der deutschen Kommission sowie die Vorsteher der einzelnen deutschen Ausstellungsabteilungen und der von Washington herübergekommene deutsche Gesandte v. Holleben fuhren als Gäste des Festkomitees in Equipagen an der Spitze des Zuges, den sie dann später, vielfach begrüßt, an sich vorüberdefilieren ließen.

Nachdem der Zug sich aufgelöst und der in der glühenden Mittagssonne getrocknete Gaumen durch ein Glas deutschen Bieres angefeuchtet, ging's hinaus zum Ausstellungsplatz,

zum „Deutschen Haus" zunächst, gegenüber welchem eine mächtige Tribüne, zum Teil über den See hinausragend, errichtet war, geschmückt mit deutschen Tannenreisern. Wohl 40000 Menschen drängten sich hier um die Mauern des „Deutschen Hauses" zusammen, von dessen Turm weihevolles Glockengeläute erklang. Von den hier gehaltenen Reden verstanden sicher nur ein paar hundert etwas, und doch lag auf der ganzen vieltausendköpfigen Menge eine echt deutsche Begeisterung, die ihren Gipfelpunkt erreichte, als die deutschen Kriegervereine mit fliegenden Fahnen unter den Klängen der alles packenden „Wacht am Rhein" heranmarschiert kamen, mit deren Tönen sich hier thatsächlich das Brausen der Wellen des weiten Michigansees und der Donnerhall eines in der Ferne vorüberziehenden leichten Gewitters mischte. — Das in Rokokotracht gekleidete Bülow-Orchester hoch oben auf der Tribüne spielte die Webersche Jubelouverture, die deutsch-amerikanischen Weltausstellungschöre und die vereinigten deutschen Sänger von Chicago brachten das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!" zum Vortrag und dann begannen die offiziellen Reden, zunächst eine Ansprache des deutschamerikanischen Bürgers Harry Rubens, der mit einem brausend über den Michigan hinschallenden Hoch auf Deutschland schloß. Der deutsche Gesandte v. Holleben erwiderte mit einem ebenso lebhaft aufgenommenen Hoch auf die Vereinigten Staaten und deren Präsidenten.

„Für die nächste — eigentliche Festrede — ist es dem Exekutivkomitee gelungen, einen Mann zu gewinnen, der nicht nur in Chicago oder Amerika, sondern in der ganzen civilisierten Welt bekannt ist" — mit diesen Worten stellte der Festpräsident unsern trotz seiner geschwächten Gesundheit zum deutschen Ehrentage aus New-York herübergeeilten „berühmten Landsmann" Karl Schurz vor, der mit nicht enden wollendem enthusiastischen Beifall begrüßt wurde. Seine ausgezeichnete, von inniger Liebe zum alten deutschen Vaterlande,

von herzlichster Dankbarkeit für die Großthaten des deutschen Volkes, von echt deutschem Nationalstolz, aber auch von Anhänglichkeit und Pflichtbewußtsein gegen die neue amerikanische Heimat durchdrungene Rede wurde gar oft von minutenlangem zustimmenden Beifall unterbrochen.

Der deutsche Kommissär, Geheimrat Wermuth, gab in seiner Rede einen Überblick über die Geschichte des Zustandekommens der deutschen Ausstellungsabteilung und dankte den deutsch-amerikanischen Landsleuten für ihre kräftige Unterstützung bei diesem Werke, indem er — wie auch schon bei früheren Gelegenheiten — wieder betonte, daß — als man sich in Deutschland zu einer so großartigen Beteiligung an der Ausstellung entschloß — vor allem auch der Wunsch leitend war, damit den Millionen deutscher Landsleute in Amerika eine Freude zu machen und zur Hebung des deutschen Ansehens in der Neuen Welt mitzuwirken. — Es versteht sich von selbst, daß Herr Wermuth als der offizielle Vertreter Deutschlands auf der Ausstellung eine überaus dankbare Rolle spielt und — wie auch sonst so oft — auch gestern wieder der Gegenstand enthusiastischer Dankeskundgebungen seitens der Deutschamerikaner war.

In den so feierlich-ernsten, erhebenden Ton des Festes brachte der letzte Redner vor dem „Deutschen Hause", der Chicagoer Bürgermeister Harrison, der wegen seiner spaßhaften, zuweilen allerdings ins Hanswurstige ausartenden Natur berüchtigt ist, auch ein Körnchen Humor, indem er die Versammlung unter allgemeiner Heiterkeit anredete: „Mister Chairmann!" — und dann, in dem ihm ungewohnten Deutsch: „Meine Damen und meine Herren! — I see you laughing about my talking „Dutch." — Aber man war nachsichtig und nahm dem spaßhaften alten Herrn auch das sonst gewöhnlich als Schimpfwort gebrauchte „Dutch" nicht weiter übel — namentlich versöhnte wieder die Anerkennung, mit welcher er als Bürgermeister über die

deutsch-amerikanischen Bürger sprach; und er stellte sich mit einer Art Stolz als den Vertreter der drittgrößten deutschen Stadt der Welt vor und erntete damit lebhaften Beifall. — Er hat übrigens recht; Chicago mit seinen ca. 400000 deutschen Einwohnern mag wohl die dritte oder vierte Stelle unter den deutschen Städten einnehmen.

Nach einem Marsch durch den Hauptteil der Ausstellung — das Industriegebäude — fand dann noch eine Feier in der mit deutschen Fahnen und Sinnsprüchen geschmückten Festhalle statt, bei der noch mehrere Reden — u. a. auch vom Präsidenten Higinbotham als Vertreter der Chicagoer Weltausstellungsbehörde — gehalten und durch die Damen-, Männer- und Kinder-Chöre verschiedene Lieder zum Vortrag gebracht wurden.

Der Abend gehörte dem „Deutschen Dorf", das durch Guirlanden und Tausende bunter Lampions sich festlich geschmückt hatte — ebenso wie Alt-Wien, wo ebenfalls während des gestrigen Tages die fröhlichste Feststimmung herrschte.

Der gestrige Tag kann als ein vollkommener Erfolg des Deutschtums bezeichnet werden — der „deutsche Tag", auf dessen herrlichen Verlauf namentlich die hier so zahlreich ansässigen Irländer mit einem Gefühl des Neides blicken, wird bei den auch den andern Nationen während dieses Sommers eingeräumten Festen oder „Tagen" sicher nicht übertroffen werden! Der nach Hunderttausenden zählende Besuch der Ausstellung war stärker als je zuvor — stärker selbst als am Eröffnungstage — für die Stadt Chicago wurde er zu einem wirklichen Festtag. Die Mehrzahl der Geschäfte blieben wenigstens einen Teil des Tages geschlossen, und ihrem Beispiel waren selbst einige öffentliche Bureaux gefolgt. — Für die Stellung und das Ansehen des Deutschtums in Chicago und in Amerika ist der „deutsche Tag" — wie die großartige Beteiligung Deutschlands an der Weltausstellung überhaupt — ein Ereignis von bleibender Bedeutung!

Wie schon früher die Mitteilungen aus Hesse-Wartegg, Bädeker, Bruckmann meinen flüchtigen Aufzeichnungen zugut kamen, so dient ihnen jetzt auch dieser Brief zur Zierde.

Heute erlebe ich wieder eine Überraschung. Durch die Post erhalte ich die echte Kägebehnsche Whiskyflasche. Der gute Emil war bei der Abfahrt der „Saale" wahrscheinlich schnell zu Meyers Hotel geeilt und hatte eine Ersatzflasche geholt, die er dann knapp noch auf die „Saale" bringen konnte, und die ich dann glücklich über drei Grenzen gerettet habe. Herr Kägebehn aber wollte, daß mir die mir gewidmete Flasche auch richtig zuteil werden sollte, und so bin ich jetzt im Besitz von zwei Flaschen Whisky. Ich stelle sie meinen Freunden zur Verfügung, um festzustellen, welche Flasche die bessere ist.

Zum Schluß spreche ich nochmals sowohl den Herren Karl, Ernst und Louis Stangen, sowie dem Norddeutschen Lloyd für meinen Teil den wärmsten Dank für ihre Sorge um unser Wohlergehen während der ganzen Reise aus, und erkläre mich mit folgenden Worten eines englischen Schriftstellers einverstanden:

„In a strange land all things, however trivial, reach the heart, and through the heart the head, clearing away the narrow notions that grow up at home", oder auf deutsch:

„Jenseits des Schutterthales wohnen auch noch Menschen."







